

Nachrichten

der

Gießener Hochschulgesellschaft

Neunzehnter Band

I N H A L T

- E. Küster:** Goethe — ein Genie der Arbeit
H. Buddensieg: Goethes Dichter-Sein
H. Böning: Von Grundlagen und Grenzen wissenschaftlicher Seelenkunde
K. Frölich: Das Rätsel der Steinkreuze (mit 4 Tafeln)
H. L. Stoltenberg: Der Wein bei den Etruskern
E. Küster: Zwei Jean-Paul-Handschriften
W. Hanle: Röntgen als Mensch und Forscher
P. Cermak: Carl Fromme
W. J. Schmidt: Zum Gedenken an Max Berek
L. Rathcke: In memoriam Friedrich Bernhard
H. Hepding: Wilhelm Gundel †
- Vorträge der Gießener Hochschulgesellschaft
Bericht über die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft
Biographische Mitteilungen über die Autoren des vorliegenden Bandes

1950

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN

Nachrichten
der
Gießener
Hochschulgesellschaft

Neunzehnter Band

1950

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN

Veröffentlicht unter der Zulassung Nr. US-W 1028
der Nachrichtenkontrolle der Militärregierung
Copyright 1950 by Wilhelm Schmitz Verlag in Gießen
Auflage 800 — Juli 1950

Inhalt

	Seite
E. Küster: Goethe — ein Genie der Arbeit	5
H. Buddensieg: Goethes Dichter-Sein	18
H. Böning: Von Grundlagen und Grenzen wissenschaftlicher Seelenkunde	41
K. Frölich: Das Rätsel der Steinkreuze (mit 4 Tafeln) . . .	59
H.L. Stoltenberg: Der Wein bei den Etruskern	71
E. Küster: Zwei Jean Paul-Handschriften	75
W. Hanle: Röntgen als Mensch und Forscher	82
P. Cermak: Carl Fromme	92
W. J. Schmidt: Zum Gedenken an Max Berek	94
L Rathcke: In memoriam Friedrich Bernhard	99
H. Hepding: Wilhelm Gundel †	105
Vorträge der Gießener Hochschulgesellschaft	123
Bericht über die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft	129
Biographische Mitteilungen über die Autoren des vorliegenden Bandes	146

Die „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ werden vom Vorstand der Gesellschaft herausgegeben. Sie erscheinen unter der Leitung von Prof. Dr. Dr. h. c. Ernst Küster in Gießen, Auf der Weißerde 7.

Goethe — ein Genie der Arbeit.

Von Ernst Küster*).

Mancherlei Umstände bewirken es, daß von einem großen Goethe-Jubiläum bis zum nächsten das Bild, das die Nachlebenden sich von dem Gefeierten, seiner Wirksamkeit und seiner Bedeutung zu entwerfen trachten, so wechselnde Züge annimmt. Je größer die Reihe der Jahre wird, die uns von Goethe trennen, um so wirksamer wird gleichsam die atmosphärische Schicht, hinter der wir Goethes Erscheinung sehen. Eine Art Luftperspektive macht sich geltend, die auf alles, was wir von Goethe wahrzunehmen imstande sind, ausgleichend wirkt. Nur die markantesten Züge seiner Erscheinung prägen sich uns noch ein, und die zeitliche Ferne, in die sie rückt, nimmt vielen seiner Äußerungen und Handlungen einen Teil der Bedeutung, die man ihnen früher beizumessen geneigt war.

Herman Grimm, der vier Jahre vor Goethes Tod geboren war, konnte noch schreiben, daß er in seiner Jugend sich von Menschen umgeben gefühlt habe, die fast alle persönlich mit Goethe verkehrt hatten. Ich rechnete, sagt er, mich selbst dazu, als sei mir dieses Vorrecht durch eine Art von Erbschaft zuteil geworden. Uns Heutigen kommt ein solches Recht nicht mehr zu. Die persönlichen Beziehungen, von welchen Herman Grimm spricht, sind längst verloren gegangen, und zuweilen möchten wir uns an diejenigen erinnert fühlen, die Goethe allmählich zu einer mythischen Figur werden sehen und gerade einer zum Mythos gewordenen Erscheinung eine besonders nachhaltige Wirkung auf die deutsche Seele prophezeien.

Der Wirkung der Zeit, die den in ferner Vergangenheit gesuchten Goethe zum Mythos werden läßt, steht eine andere gegenüber, die Goethes Erscheinung immer klarer, ihre Züge immer

*) Ansprache zur Goethe-Feier der Stadt Gießen am 28. August 1949.

schärfer abzeichnet. Die Forschungsrichtung, die man — zuweilen mit leisem Spott — Goethephilologie genannt hat, hat nicht nur belanglose Einzelheiten über Goethes Tun und Lassen zutage gefördert, sondern auch mit soviel wichtigen Dokumenten, mit neuen Werken, unbekanntem Briefen und Gesprächen Goethes bekanntgemacht, daß unser Urteil über seine Persönlichkeit sich wesentlich ändern und vertiefen mußte. Kein Zweifel, — Goethe war nicht nur der Liebling des Olymps und des Parnasses, dem alle Götter huldreich waren und alle Göttinnen lächelten; er war zugleich ein Mann der mühevollen Arbeit, der Sorge und des Leides.

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz.

Alle Freuden, die unendlichen,

Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

So schrieb Goethe an die Gräfin Auguste von Stolberg in seiner frühen Weimarer Zeit. Drückendes Leid lastete in den späteren Jahren auf ihm. Die Sorge, die den Weg durch das Schlüsselloch findet, ist an dem Haus am Frauenplan keineswegs vorübergegangen. Diese Art, den von einer vergangenen Epoche bewunderten Olympier zu sehen, ist freilich nicht durchaus neu. Schon Carlyle hatte erraten, was für ein tiefes Leid in Goethe gelegen haben muß; nur Leid könne seinem Dichten die Tiefe gegeben haben, die wir an ihm bewundern. Und die andere Voraussetzung für sein großes Werk war Goethes Fleiß, sein mühevoll arbeiten, sein Arbeiten aus Leidenschaft. Das Leid senkte ihn in die Tiefe, die Arbeit hob ihn aus dieser voll Seligkeit in den Himmel der Götter; von ihr spricht er in allen seinen Werken zu uns — laut und vernehmlich, mit dankbarem Verständnis und weltweiser Mahnung und jubelndem Ruf. —

Wer über die Kinder- und Schuljahre Johann Wolfgang's und ihr Arbeitsprogramm unterrichtet ist, wer die Tagebücher des alten Goethe in Erinnerung hat, seine Mitteilungen über die Ausnutzung aller Stunden, z. B. während der italienischen Reise, oder Eckermann's Schilderungen über den Ablauf der Goetheschen Arbeitstage kennt, wird es nicht wunderbar finden können, wenn in Goethes Schriften fortwährend Ermahnungen zur Tätigkeit

ausgesprochen werden und Worte über die segensreiche Wirkung der Arbeit.

„Gebraucht die Zeit, sie geht so schnell von hinnen.“ Es ist Mephistos Rat; aber die Worte sind Goethe ganz und gar aus der Seele gesprochen. Vielleicht klingen seine Mahnungen hie und da ein wenig lehrhaft, wenn er zu unablässiger Tätigkeit mahnt. „Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu tun, als eine halbe Stunde für gering achten.“ Unter keinen Umständen Leerlauf und Müsiggang! Es sind Sternes Worte, die Goethe einmal für sich vorgemerkt hat. Im Tagebuch (1779) heißt es einmal: „Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit.“

Aus dem bürgerlichen Rat wird die Lebensregel: „Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung“, so lesen wir in Wilhelm Meisters Lehrjahren, die über Goethes Vorstellung vom tätigen Menschen und seinen Pflichten ausführlich Auskunft geben.

Aus der Tätigkeit wird die das Leben des Menschen füllende, sein Verlangen befriedigende Arbeit. Je Mehr Arbeit sich in den Tag füllen läßt, desto höher steigt sein Wert. Laßt den Arbeitstag noch vor dem Sonntag beginnen!

„Tag vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt;
Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswerteste,
Ist morgendlich.“

Wie Prometheus in der Pandora war auch Goethe ein Morgenarbeiter. Die Arbeit ballt sich schließlich zur Tat. Dein Leben, so mahnt uns Goethe, sei „Tat um Tat.“

„Die Tat ist alles, nichts der Ruhm“, sagt Faust (2. Teil, 4. Akt) und im Wanderlied aus Wilhelm Meisters Wanderjahren lesen wir die Mahnung:

Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

Vor der Allmacht der Tat neigt sich Goethe zu jeder Stunde. So kann es uns nicht überraschen, daß Goethe-Faust bei seinen Bemühungen, das Evangelium Johannis in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, für den Logos, der am Anfang war, keine zutreffenderer Verdeutschung findet, als die Tat. Sie ist und bleibt das Entscheidende, und da sie das ist, so kann gelegentlich auch „aus

einem tätigen Irrtum etwas Treffliches entstehen, weil die Wirkung jedes Getanen ins Unendliche reicht“. (Kunst und Altertum II, Heft 3, 1820.)

Der Drang zur Tätigkeit ist für Goethe das vornehmste Kennzeichen des Geistigen im Menschen; er trägt diesen Drang als etwas Göttliches in sich und hat ihn mit allen Geistern gemeinsam. Denken Sie an Faust: im ersten Teil der Tragödie ist es der Erdgeist, der mit seinem Tätigkeitsdrango sein wichtiges Kennzeichen bekommt:

„Der du die ganze Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah fühl ich mich dir“

sagt Faust vor dem „schrecklichen Gesicht“ des „Welt- und Taten-genius“; aber der Erdgeist lehnt solche Annäherung ab: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst“ — von Faustens chaotischem Drängen und zügellos-ruhlosem Schweifen will der Erdgeist nichts wissen; denn solch ungeordnetes Streben taugt nicht, der „Gottheit lebendiges Kleid“ zu wirken.

Und im zweiten Teil wird der Homunkulus, das künstliche Menschlein, das Mephisto als seinen Vetter begrüßt, zum Träger desselben geistigen Dranges. Noch in Phiole und Retorte eingeschlossen, verlangt der Geist nach Betätigung: „Die weil ich bin, muß ich auch tätig sein.“ So wie Gott und wie die Geister, so die Natur selbst, die Natur als Ganzes, die wirkende Natur, die natura naturans, die in der Uermüdlichkeit, mit der sie „ewig neue Gestalten schafft“, der Welt das „Leben als ihre schönste Erfindung“ schenkt.

Tätig sein und arbeiten, ist des Menschen Pflicht; eine weitere, nicht minder wichtige ist es, der Arbeit ein würdiges Ziel zu geben. Faust spricht einmal in der Tragödie zweitem Teil, 5. Akt:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed Gelüst ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren;
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt.“

Vom hemmungslosen und ungeordneten Arbeiten, vom chaotisch verströmenden Tätigkeitsdrang ist der Faust erfüllt, der dem Herrn noch in der Verwirrung dient, wie der Prolog im Himmel es sagt.

Goethe, der Mann des praktischen Lebens, des zielbewußt und weltklug handelnden Lebens, war der Mann des geordneten Arbeitens; er forderte, daß jegliches Arbeiten ein wertvolles Resultat zeitige, und wußte, daß solches Ziel nur durch Konzentration und Beschränkung gesichert werden kann. „Tätig zu sein, ist des Menschen erste Bestimmung“, lesen wir in Wilhelm Meisters Lehrjahren; „es ist, fährt Goethe fort, jetzo die Zeit der Einseitigkeiten“, daß ein Mensch etwas ganz entschiede verstehe, vorzüglich leiste, darauf kommt es an.“ „Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Ein es recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung, als Halbheit im hundertfältigen“, lesen wir in den Wanderjahren, Buch I, Kap. 12. Nur durch Beschränkung auf ein kleines Gebiet aber kann die Sachkenntnis erworben werden, die zu nützlicher Arbeit befähigt. Zur Beschränkung nötigt uns aber das bescheidene Maß von Kraft, das dem Menschen zuteil wird. Entsagung auf persönliche Wünsche wird vollends überall da notwendig, wo Vereinigung mit anderen Arbeitenden unerläßlich wird. In den Gesprächen mit Eckermann hat Goethe ähnliche Gedanken wiederholt zum Ausdruck gebracht.

Wir brauchen nicht zu fürchten, daß Goethe mit seiner Mahnung zur „Einseitigkeit den Wißbegirigen und Lernwilligen all zu enge Grenzen hätte ziehen wollen. Ich möchte das einem klar ins Auge gefaßten Ziele zustrebende Arbeiten ein lineares nennen; für sich selbst hat Goethe niemals ein anderes als ein dreidimensionales anerkannt. Diesen Ausdruck darf ich mir gestatten, nachdem Goethe gefordert hat, man möge die Gesamtheit seiner Schriften als die „Erzeugnisse eines Talent es, das gleichzeitig aus einem gewissen Mittelpunkte sich nach allen Seiten hin versucht habe, verstehen und würdigen“. —

Die Ziele, die Goethe der Arbeit setzt, können verschieden sein, vor allem soll die Arbeit nützen und anderen Menschen dienen:

Wo wir Nützliches betreiben,
Ist der werteste Bereich —

lesen wir in den Wanderjahren.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut;
Unermüdlich schaff er
Das Nützliche, Rechte.

Das zynische Wort: *ubi bene, ibi patria* — läßt Goethe nicht gelten. Es sollte nach ihm heißen: „wo ich nütze, ist mein Vaterland.“ „Wenn ich nun sage, trachte jeder überall, sich und andern zu nützen, so ist dies nicht etwa Lehre noch Rat, sondern der Ausspruch des Lebens selbst.“ (Wanderjahre.)

Um so glänzender aber leuchtet der Erfolg menschlicher Arbeit, je größer der Kreis sich spannt, dem durch sie geholfen wird, und je länger die Zeit wird, in der solche Hilfe wirksam bleibt. Die großartige Apotheose des Mannes, der Arbeit und Leben in den Dienst so hoher sozialer Aufgaben gestellt hat, bringt uns der zweite Teil der Faust-Dichtung, die Szene, in welcher Faust von dem durch seine Arbeit dem Wattenmeere abgerungenen Lande spricht:

„Das letzte wär das Höchsterrungene.
Eröffne ich Räume vielen Millionen
nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschließen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben.
Das ist der Weisheit letzter Schluß,
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich es erobern muß.

Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Aus freiem Grund mit freiem Volke stehn.“

Nirgends in der deutschen Dichtung ist die Arbeit am Volk so beredt, so schwunghaft gefeiert worden wie hier. Den Nutzen, den eine Arbeit bringt, erntet nicht nur derjenige, dem das Produkt der Arbeit zufällt, auch der Arbeitende selbst wird beglückt und innerlich reich; die Arbeit wird zur Trösterin.

Im Diwan lesen wir:

„Was verkürzt mir die Zeit?
Tätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!“

„Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigene Fehler geraten, sie zu heilen, vermag der Verstand nicht, die Vernunft wenig, die Zeit viel; entschlossene Tätigkeit hingegen alles“ (Wilhelm Meister).

Auch die soziale Bedeutung der Arbeit, auf die soeben das Zitat aus Faust gewiesen hat, beruht nicht nur auf den für viele gewonnenen materiellen Werten, sondern nicht weniger auf der wohltätigen Wirkung der Arbeit auf die Psyche der Masse. In „Palaeophon und Neoterpe“ lesen wir einige Zeilen, an die wir in den stürmereichen letztvergangenen Jahren so oft zu denken Veranlassung gehabt haben:

„Ihr Bürger, merket auf mein wahres Wort!
Die Tätigkeit ist's, was den Menschen glücklich macht,
Die erst das Gute schaffend, bald ein Übel selbst
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.
Drum auf beizeiten morgens! Ja, und fändet ihr,
Was gestern ihr gebaut, schon wieder eingestürzt,
Ameisengleich nur frisch die Trümmern aufgeräumt!
Und neuen Plan ersonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet ihr, und wenn aus ihren Fugen selbst
Die Welt geschoben in sich selbst zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Lust.“

Die Forderung, anderen zu nützen, gibt der Arbeit höchste Bedeutung; aber keine geringere und zumal für Goethe selbst stets maßgebende Bedeutung bringt schon der beglückende Gedanke an Fortschritt und Werkvollendung. Goethe hat keineswegs verschwiegen, daß die Frage, wie kann ich dem Ganzen nützen, ihn selber bei seinen schriftstellerischen Arbeiten nie beschäftigt, vielmehr stets nur der Wunsch beseelt habe, den Gehalt der eigenen Persönlichkeit zu steigern. Nicht nur die Vollendung eines Werkes, schon der Blick auf kommende Arbeit und bevorstehende Gelegenheit, bei der Bewältigung neuer Aufgaben seine Kräfte zu messen und zu stählen, läßt „junges heiliges Lebensglück“ durch seine Adern rinnen. Wie köstlich bleibt der Gedanke, soviel Zeit vor sich zu haben zum Schaffen: *Tempus meae divitiae, tempus ager meus*. Das alte Wort scheint Goethe viel beschäftigt zu haben: Das reiche Maß von Zeit, das mit Arbeit zu füllen Pflicht und Freude ist, bleibt sein Schatz.

„Mein Erbteil, wie herrlich weit und breit,
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.“

Als Jean Paul einmal ein wenig weinerlich sagte, daß dem Menschen nur dritthalb Minuten für sein Dasein gegönnt wären, mitten in der dritten würde er schon abberufen, da widersprach Goethe gar temperamentvoll:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Mehr als tausend hat der Tag,
Söhnlein, merke dir die Kunde,
Was man alles wirken mag!

Diese Verse schrieb er seinen Enkeln ins Album und in den *Zahmen Xenien* lesen wir:

Wie mag ich gern und lange leben?
Muß immer nach dem Trefflichsten streben!
Des unerkannt Treffliches wirkt soviel
Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.

Überall spricht das Vertrauen zur Zeit: sie ist lang genug, nützt sie nur aus!

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist.

Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Wer noch in späten Jahren von so vielen Vorhaben sich erfüllt und stürmisch bedrängt fühlt, hat nicht immer Zeit, an den Tod zu denken:

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann.
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Diese Unermüdlichkeit Goethes spiegelt sich in einer kleinen Geschichte, die Eckermann einmal erzählt, freilich nur eine geträumte Geschichte. Eckermann war ein fleißiger Träumer. Er erzählt vor Goethe, daß man ihn, Goethe, letztthin totgesagt habe; da sei Goethe aufgebraust: „Tot? Wie soll ich denn tot sein?“ Ein geträumtes Geschichtchen! Aber Eckermann hätte es nicht geträumt, noch weniger mitgeteilt, wenn die Antwort nicht dem wirklichen Goethe entsprochen hätte.

Ist Goethe nun seiner Auffassung von der Unermüdlichkeit unseres Arbeitsdranges bis zum Ende seines langen Erdendaseins treu geblieben? Nach Vollendung des zweiten Teiles des Faust sagte er (1831) zu Eckermann einmal: „Mein ferneres Leben kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa tue.“ Diese Stimmung der Gleichgültigkeit und Resignation, die an Faustens Untergang erinnert, war aber nicht mehr als ein vorübergehender Wolkenschatten. Später bekannte sich Goethe immer wieder zu seiner Arbeitslehre und noch fünf Tage vor seinem Tode schrieb er seinen letzten Brief; der war an Wilhelm von Humboldt gerichtet: „Ich habe nichts angelegentlicher zu tun, als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, womöglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohobieren“, wie man es bei der Herstellung ätherischer Essenzen tut, wenn man frischen Pflanzenstoff in das gewonnene Öl schüttet, um es noch gehaltvoller zu machen.

Durch solche Unermüdlichkeit glaubte Goethe, einen geheimnisvollen Zwang auf das Schicksal ausüben zu können; „denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag“. So wurde

rastloses Arbeiten für Goethe zu einer Bürgschaft des ewigen Lebens. Den Gedanken, daß unermüdliches Arbeiten über die einmalige und irdische Existenz des Menschen hinaus zu wirken vermag, dürfen wir vielleicht auch aus den faustischen Worten herauslesen:

Wer immer strebend sich bemüht,
den können wir erlösen. —

Oder aus den schönen Versen, die uns in den letzten Jahren so oft gute Tröstung gereicht haben, und in welchen Goethe von den überirdischen Kronen spricht, die den Tätigen lohnen.

Goethe forderte nicht nur Arbeit bis ins hohe Alter und bis zum Ende des Lebens; er forderte zugleich immer höher gesteigerte Sublimierung der Arbeit: immer Besseres, immer „Reineres“ oder Verfeinertes sollte geliefert werden. In solchen Worten klingt etwas vom Metamorphosengedanken mit, auf welchen Goethe durch die Betrachtung des pflanzlichen Organismus gebracht worden war und den er so gern auch zur Erläuterung geistiger Wandlung und Vervollkommnung heranzog. Über allen Tugenden steht Goethe das Streben nach oben, der unersättliche Wille nach immer größerer Reinheit, Weisheit und Güte.

Auch unabhängig vom Metamorphosengedanken hat Goethe hin und wieder naturwissenschaftliche Beobachtungen und Lieblingsgedanken in seine Lehre vom Arbeiten geflochten; doch würde es zu weit führen, diesen Beziehungen nachzuspüren.

Durch die Zuversicht, mit der uns Arbeit und unermüdliches Schaffen selbst über unser Leben hinaus bis ins Jenseits blicken lassen, wird die Arbeit zu einer Trösterin eigener Art, nicht nur im Zeitlichen, auch für das Überzeitliche; sie sichert uns Gaben, wie sie nur aus der Hand der Hoffnung dem Menschen gereicht werden.

Ich weiß, — Goethe hat über die Hoffnung und über das, was sie dem Menschen bedeutet, nicht immer im gleichen Sinne sich geäußert; seine Freundin nennt er sie in dem der Phantasie, seiner Göttin, gewidmeten Versen:

O, daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens

sich von mir wende,
die stille Treiberin,
Trösterin Hoffnung.

Wenn Goethe bis zu seinem letzten Atemzug auf diese Tröstung rechnen durfte, so war es ganz gewiß seine Auffassung von der Arbeit als Lebenslicht und Lebensfreude, die ihm die erbetene Treue gesichert hat. —

Zum Schluß darf ich mich noch mit einem Wort an die Jugend wenden und über die Jugend sprechen. Als wir vor 17 Jahren den letzten großen Goethe-Feiertag begingen, sagte Hermann Hesse, dessen innige Verbundenheit mit Goethe Sie kennen, daß die deutsche Jugend von Goethe kaum noch etwas wisse, vermutlich deswegen, weil seine Kunst ihr auf der Schule allzu empfindlich verleidet worden wäre. „Wenn ich ein Schule oder Hochschule zu leiten hätte, sagte Hesse, so würde ich die Lektüre Goethes verbieten und sie als höchste Belohnung den Besten, Reifsten, Wertvollsten vorbehalten; sie würden mit Erstaunen entdecken, wie unmittelbar er den heutigen Leser vor die große Frage des Heute stellt, vor die Frage Europas.“

Inzwischen sind fast zwei Jahrzehnte vergangen; schwere Erlebnisse haben uns vor die Frage eines neuen Heute gestellt und die Frage Europas in einem vorher niemals empfundenen Sinne brennend werden lassen. Es ist schwer, für eine ganze Generation der Jugend das Verhältnis zu Goethe zu beurteilen; indessen will gar manchem scheinen, daß dieses in den letzten Jahren, auch in den des Krieges und der Nachkriegszeit keineswegs lockerer geworden ist. Möchte eine solche Annäherung wirklich bestehen und sich mehr und mehr vertiefen! Sie wird namentlich dann reiche Früchte tragen, wenn Goethe als der rastlos Arbeitende unser Lehrmeister wird und bleibt. Goethe suchte nicht nur die Pyramide seines Daseins so hoch wie möglich zu türmen und versuchte nicht nur in allen Schachten des Wissens immer tiefer zu graben, er hat niemals vergessen, daß vor dieses wie jenes Ziel die Götter den Schweis der Arbeit gesetzt haben. „Immerfort arbeiten, unausgesetzt lernen!“ Sein Grundsatz war, daß man an keiner Quelle vorübergehen dürfe, ohne aus ihr zu schöpfen. Er schöpfte aus

der Natur und ließ sich von den Menschen, geben, was sie zu geben hatten. Von Emerson, dem amerikanischen Dichter und Goetheverehrer, stammt das Wort, daß Goethe den Menschen niemals anders als mit der Frage gegenüber getreten sei: „Was kann ich von dir lernen?“ Eben diese Frage macht klar, was wir von Goethe lernen wollen. Auch wir wollen unsere ganze Umwelt prüfen auf das, was sie uns lehren und zu lernen geben kann. Nicht bloß die Menschen, die uns täglich nahe sind und deren Denkweise schon längst die unsrige geworden ist, sondern auch gegenüber den Vertretern fremder Völker und fremder Kulturkreise wollen wir fragen: Was kann ich von Dir lernen? -- Man hat Goethe als Representanten deutscher Art gelobt und zugleich den ersten wirklichen Europäer genannt. Auch wir wollen versuchen, unserem Vaterlande zu dienen, indem wir uns wie er in das vertiefen, was wir bei anderen finden und von ihnen lernen können.

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken; Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken.

So lesen wir im „Tasso“, und dasselbe lesen wir in Goethes eigenem Tun, in seinem Verhalten zu den großen Gaben fremder Länder und Nationen. Besonders klar hat er seine Gedanken hierüber in den Gesprächen mit Eckermann zum Ausdruck gebracht, in welchen Goethe — derselbe Goethe, der den Begriff der Weltliteratur schuf — vor der Beschränkung auf die geistigen Erzeugnisse des eigenen Landes warnt: „Aber freilich, wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung hinausblicken, so kommen wir gar zu leicht zu ... pedantischem Dünkel.“ —

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke;
Doch unerschreckt
Dringen wir vorwärts —

an seiner Hand, in seinem Geiste, mit seinem Glauben — mit dem unerschütterlichen Glauben an Macht und Segnungen der Arbeit.

Die Hochschätzung der Arbeit wollen wir von ihm lernen — ja, das wollen wir tun. Zugleich aber feierlich die Tage begehen, deren Reihe mit dem heutigen Geburtstag anhebt. Das hieße gewiß in Goethes Sinne handeln, — er hat gar viele Feste gefeiert und feiern helfen und feiern lassen. Über allen Feiern und festlichem Getriebe steht ein herrliches Goethewort; er hat es dem Prometheus in der Pandora in den Mund gelegt; es schimmert wie ein Gestirn, es leuchtet über uns wie eine unirdische Krone, die nach Goethe dem Tätigen verheißen wird:

Des echten Mannes w a h r e Feier ist die Tat.

Goethes Dichter-Sein

Von Hermann Buddensieg

Spätzeit

Als Goethe 1749 geboren wird, lebt noch Johann Sebastian Bach. Bach wurzelt unangefochten in der Welt des Christentums. Jesus Christus ist ihm der Retter, der Heiland, der die Sünden derer tilgt, die sich zu ihm bekennen. Das Soli Deo gloria gibt seiner Musik, der geistlichen, aber auch noch der weltlichen, das Festliche, Zwingende, Gesetzesstrenge. Noch schafft sich in der Barockzeit fürstlicher Glanz Schlösser und Parks, die Licht atmen, Weite und Schönheit. Dominicus Zimmermann, Balthasar Neumann und die Brüder Asam bauen berauschte Kirchen, Zweifel überjubilend in prachtreichem Schwung. Tiepolo malt im Treppenhaus des Schlosses zu Würzburg sein in Duft, im Zauber der Farbe und in Musik erklingendes Deckengemälde.

Aber schon birgt die Welt Gegenkräfte. Die Naturwissenschaften haben sich von ihrem religiösen Ursprung gelöst, die Philosophie hat die Macht des Subjekts erkannt. Mit Skepsis, ja, mit Ironie, mit einer „vorurteilslosen“ Geistigkeit will man das Überlieferte prüfen vor dem Thron der selbstmächtigen Vernunft. Man will „aufklären“, die „Finsternis“ abgelebter Zeiten erhellen und neudrängende, fortschrittliche Kräfte freisetzen. Voltaire und die Enzyklopädisten wirken hier, in seiner Weise auch Rousseau. Schon kommt jene Geistigkeit herauf, die später Führer und Massen der französischen Revolution ergreift und die Welt erschüttert. Der Staat Friedrichs des Großen steht zwar noch in unangefochtener Selbstgewalt. Der König aber huldigt schon einer Geistigkeit, die, ohne daß er sich dessen bewußt wäre, schließlich doch den Zusammenbruch der alten Ordnung fördert.

Eine Wende bahnt sich hier an, wie sie sich in jedem Kulturbereich vollzieht. Das 18. Jahrhundert ist eine einzig fruchtbare Weltensunde. Allerorts schafft eine erstaunliche Fülle hochbe-

gabter Menschen. In ihnen bezeugt sich die Wende der Kultur des Abendlandes, gefahrenreich, doch auch zukunftsfruchtig — eine Wende, in deren Fortwirken wir heute noch leben. Die Schatten, die auf die überlieferten Mächte und ihre Werte fallen, werden freilich immer tiefer, immer dunkler.

Viele Jahrhunderte hindurch war unstrittig das Christentum, das heißt die Religion, die sich aus der Guten Botschaft des Menschensohnes als Mysterium, Glaube und Lehre in Vielgestalt entfaltet hat, unstrittig war das Christentum bislang der einende Grund der Kultur des Abendlandes. Aus ihm nährten sich das soziale Leben, die bildenden Künste, die Poesie und die Musik, die Philosophie und die Wissenschaften. Die kulturbildende und kulturwandelnde Macht des Christentums wird aber durch die neu-aufbrechenden Lebens- und Geistesströmungen bedrängt. Betrachten Sie bitte die im 19. Jahrhundert gebauten Kirchen oder Ein- und Umbauten von Kirchen nach der Barockzeit und dem Rokoko: entbehren sie nicht eines allbelebenden Stiles? Und wo in den Kirchen altgeheiligte Motive neu dargeboten werden, fehlt ihnen der tiefgeheime Glanz von einst, die zwingende Gewalt der Gewißheit, die auch den Andersgläubigen mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Dichtung, Musik und Malerei entfremden sich mehr und mehr dem christlichen Glaubens- und Lebensgrunde, und auch das soziale Gefüge wird von Mächten bewegt, die außerhalb der Vorstellungs- und Schaffungswelt christlicher Bekenntnisse wachsen. Ja, wieviele der in den letzten zweihundert Jahren geborenen weltbewegenden Gestalten wurzeln noch in ihrem Eigensten eindeutig im christlichen Glaubens- und Lebensgrund? So brennt ein Widerstreit zwischen den Forderungen eines christlichen Lebens und denen eines anderen Gestaltgrundes. Viele leisten jetzt auf eine Einheit ihrer Welt Verzicht, wie als wäre das die Forderung und Sehnsucht überlebter Tage. Das Christentum, soweit es nicht in Kirchen und Gemeinschaften gepflegt und gehütet wird, ist aus einer beherrschenden nun immer mehr zu einer Macht unter anderen Mächten geworden. Als Atmosphäre aber bleibt „Christliches“ auch denen noch, die sich seiner Substanz entfremdet haben, und säkularisiert wirkt es nach.

Nun sind der Einzelne wie kleine gleichgesinnte Gemeinschaften, sofern sie nicht im Hergebrachten, mehr oder minder fraglos Überlieferten beharren, wie als wäre nichts Wendendes geschehen — nun sind diese gezwungen, sich eine umfassende Welt neu zu erkämpfen im Widerstreit und im Einklang mit dem Alten und mit dem Neuen. Früher bot eine geschlossene Welt Hilfe und Richte, jetzt wird alles Wagnis: nur die überlegen Begabten — wie Goethe 1825 zu Eckermann sagt — „wissen eigentlich noch, worauf es ankommt“. Wie Monaden, wie in sich abgeschlossene eigene Welten, ringen sie, rufen sie, bemüht, einen neuen Gehalt in sich zu verkörpern: das ist ihre Not; es ist freilich auch ihre Größe.

Goethe gehört einer solchen Welt fordernder Mächte und Gegen-Mächte an. Er gibt sich im Wechselgang seines Lebens ihnen hin, und doch verschreibt er sich, verfällt er keiner. Eines nur bleibt ihm in allem Mühen und Irren, in aller Vollendung die Richte: sein Daimon, sein „Talent“: sein Dichter-Sein.

Früh schon wird Goethe inne, daß die Nöte, die er überwinden muß, nicht nur seine persönlichen sind: er spürt die Gefahren, aber er gewahrt, daß in ihm Geheim-Gesetzliches waltet, und dieses gerade bewahrt ihn in allem Wagnis mit einer bewundernswürdigen, fast nachtwandlerischen Sicherheit vor dem Verstiegennen und Verfratzten, vor der Verzweiflung und dem Scheitern wie vor der Flucht in verlockende Formen. In dieser errungenen Freiheit neuer, echtlebendiger Bindung ist Goethe ein Weltereignis. Die Gestalt, zu der er sich in der Gunst der Götter vollendet, ist beispielgebend für alle, die sich im Wagnis um ein fruchtbares Leben mühen. Nicht das Einzelne seines unwiederholbaren, ungewöhnlichen, auf den Höhen sich erfüllenden Geschickes ist für den Nachgeborenen das Wichtigste, ja nicht einmal das Was der von ihm geschaffenen Werke, vollbrachten Taten und bezeugten Gespräche: entscheidend ist das Wie, aus welchen Kräften heraus Goethe sich müht und sich vollendet, umdrängt von Versuchungen, bestürmt von den Wogen und Brandungen der Barbarei.

Das ist das Kennzeichnende der Weltwende des 18. Jahrhunderts, daß da Menschen wirken, die weder an das Alte gebunden

bleiben, noch dem Geist der Aufklärung als der Gesinnung ihres Lebens gegeben sind. In dieser Epoche wird das Verknöcherte, Nüchterne, das oft nur Scheinlebendige der alten Ordnung vorwärtsdrängenden, ernst gegründeten Geistern offenbar. Indem sie im Sturm und in klarer Besinnung durch die Konvention der überlieferten Formen hindurchstoßen, dringen die Lebendigsten, die Seinsmächtigsten zum Ursprung jener Bereiche, welche die Kultur des Abendlandes formten. Im Durchbruch zu den Quellgründen durch alle verhärteten, wenn auch mit dem verführerischen Glanz alt-erfahrener Mächte sich anbietenden Formen, gewahren sie Ursprüngliches noch in dem angeblich Überlebten und Totgeglaubten.

Von denen, die aus den Quellen sich zu nähren vermögen, ist einer der leuchtendsten und ursprünglichsten Goethe. In ihm ist dem Aion ein Bote der Götter erschienen: ein Dichter.

Der Dichter

Goethe lebt also diese Wende und die durch sie bewirkte Krise in Abwehr und Angriff und in der Gestaltung des Neuen als Dichter. Das Dichter-Sein als ursprüngliche Seins-Offenbarung ist Goethes Einzigart und Größe. Und zwar ist Goethe in einem so umfassenden Sinne Dichter, wie seither noch nie ein Dichter der Welt erschien. Ergreifend ist Gehalt und Gewalt der Dichtung Homers, des Aischylos, Dantes, Shakespeares, des Cervantes, Molières. Ihr Bild des Menschen in Schicksal und Schuld, in Grauen und Größe ist grund-gültig. Die Spätzeit aber, in der Goethe wirkt, gibt dem echten Dichter ein umfassenderes Amt als je zuvor. Der Dichter bekundet sich hier nicht allein in Versen, Geschichten und Berichten, als der Poet, der das ihm Überlieferte im Sang staunenden Enkeln bewahrt oder im schönen Schein die Welt verklärt. Hier trifft nicht Nietzsches Wort: „Nur Narr, nur Dichter!“ Gewiß: es wird immer das entzückende, in Innigkeit und Schöne, in Lust und Schwermut strömende Lied geben. Aber nachdem die verbindliche Ordnung, die Hierarchie der Werte fragwürdig wurde oder gar zerbrochen ist, offenbart der Dichter der Spätzeit, sofern er Fähnris und Krankheit der Krise fruchtbar

überwand, eine eigene Welt, geründeter, gegründeteter als sie sonst irgendwo im Wagnis erscheint. Das erst macht ihn zum Dichter, nicht die Gewandtheit des Verses oder das Ungewöhnliche seiner Phantasie. Nicht im Bild, das in Farbe und Form entzückt, nicht im Klang, der entrückt oder aufreizt, nein, im Wagnis des Worts, das deren beider Zauber birgt, im Entscheidung heischenden Wort des Gesetzes und des Gerichts, das aller Welten Anfang und Ende ist, eint der Dichter neu Widerstreitendes und Widerstrei-tende vom Grunde her. Indem er ihn offenbart, wirkt er Wandlung, wirkt er Wiedergeburt in dem, der sich in seinem Wort erkennt.

Goethe stellt an den Dichter die höchsten Anforderungen. Er fordert von ihm „Tiefe, Breite und Konsequenz der Bildung“, zugleich aber schöpferische Einfalt, jene Naivität, vor der alles Wissen als Wissensstoff versinkt, eine Unschuld, die unbefangener, frisch-lebendig gestaltet. Goethes Bild vom Dichter ist ein Gericht über alle Poeterei.

Dichtung im Sinne Goethes ist nicht vornehmlich Gefühls- und Stimmungsausdruck. Auch wo sie Persönliches bekennt, objektiviert sie. Sie ist nicht Schmuck des sinnlos gewordenen Tages, nicht Flucht aus ihm oder die Sehnsucht nach einer verklärten Welt. Sie ist auch nicht Rechtfertigung des Bestehenden. Dieses Amt — und das ist ein Zeichen der alles erfassenden Krise — kommt in einem vordem kaum bekannten Ausmaß dem Schriftsteller und dem Journalisten zu. Dichtung in echtem Sinne ist stets Offenbarung des Grundes, der Blitz aus dem Ursprung, als Gestalt verdichtet, in Gestalten schaubar. Sie ist Feier, gründend im Ur-Wort. Sie fordert den Vers. Zeitenloses eint sich hier ursprünglich der Zeit. Sie ist die Sprache der Dinge selber, der erweckten und der verborgenen. Sie ist Aussage des Seins, von der Verantwortung des Menschen und vom Gestaltwandel alles Lebendigen im „Bezug auf das Göttliche“ — auch wenn die gewohnten Namen nicht mehr klingen. Solche Dichtung wirkt keinen neuen Glauben, aber neu Vertrauen und wache Gewißheit. Sie ist nicht Negation, sondern Steigerung, Läuterung des Gegenwärtigen, Erfahrung des Ewigen Lebens im Heute und Hier. Das eben wirkt

eine „eigene Geisteswendung“, Wandlung, Wiedergeburt. Gestalter, Frommer und schauender Denker in einem ist der Dichter. Nicht erliegt er der platten Realität, nicht Ideologien und nicht den Versuchungen des ästhetischen Scheines: die Gewalt letzter Forderungen prägt ihn: Grund-Wahres im Guten-Schönen wie im Täglichen. Die Dichtung dieser Art, die vom Grunde kommt und zum Grunde strebt, wetteifert nicht mit dem Priester. Jenseits aller Theologoumena und alles Herkömmlichen gewinnt sie in Schau und Tat eine unmittelbare Beziehung zum Ewigen und zum Leben. Damit ist der Dichter — und nicht nur er! — dem Priester verdächtig. Hölderlins Tragödie „Der Tod des Empedokles“ gestaltet diesen Zwiespalt in der Auseinandersetzung zwischen Empedokles und Hermokrates, dem Priester.

Auch die Philosophen der Spätzeit, Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Schopenhauer wie später Bergson, Scheler oder Heidegger, schauen und gestalten in ihrem Werk ein eigenes Ganzes. Und Heine, Marx, Kierkegaard, Nietzsche, Burckhardt, Spengler oder Pannwitz erspüren, jeder in seiner Weise, eine neue Lebensgesinnung, ein neues Weltbild. Dichter wie Hölderlin, Puschkin, Shelley, Walt Whitman oder Ibsen, später George oder Rilke wären in Zeiten einer geschlossenen Kultur unmöglich. Sie alle leben im Bewußtsein der Krise das Verlangen nach dem Gesetz einer neuen Ordnung. Gerade von Deutschen wird diese Krise als eine totalmenschliche, nicht nur als gesellschaftliche empfunden — und gelebt bis zur Selbst-Vernichtung.

Goethe aber kommt in dieser Wende eine einzigartige Bedeutung zu. Gewiß: vieles bei Goethe bleibt Fragment oder hinter den Gipfeln seiner selbst zurück. Er hat sie durchlitten, die Traurigkeit, die Ironie, ja, die Verzweiflung, die Selbstischkeit und die Hybris, die sich in der Poesie der Zeit einen oft ergreifenden Ausdruck schafft. Denken Sie bitte an die deutsche, die englische oder die französische Romantik, an die Zeugnisse des Realismus in allen Ländern! Und doch gelingt Goethe Bewunderswürdiges: tief gefährdet, gewinnt er, allem Morbiden fern, vital, gestaltmächtig wie wenige Dichter der Folgezeit, eine eigene Höhe und Vollen- dung. Goethe verwirklicht eine Beispiel gebende Mitte. Ursprüng-

lich-unbefangen macht er sich vom Reichtum der Welt das zu eigen, was ihn anspricht. Lebensführung und Menschengestaltung, Frömmigkeit und Denkart, Weisheit und Forschungsverfahren gründen in der Gestaltkraft seines Dichter-Seins. Sie sind das Zeugnis einer Überwindung der Welt in der Welt, wie sie in der Moderne nur selten noch dem freien Wagen gelang.

Wie also erfassen wir wesensgerecht die Einzigart des Kosmos GOETHE? Goethe fragt einmal: „Was würden wir von einem Architekten sagen, der durch eine Seitentür in einen Palast gekommen wäre und nun, bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes, alles auf diese erste untergeordnete Stelle beziehen wollte?“ (II, 11, 244 f.) Wer das Gesamt GOETHE von einer solchen „Seitentür“, also etwa einer religiösen Konfession, einer Philosophie, einer Weltanschauung, einer Fachwissenschaft, einer politischen Richtung oder von Zeitfragen her beschreibt und auf sie bezieht, der wird Goethes Sein und Wesen kaum je gerecht, so viele aufschlußreiche Einzelheiten er auch erschließen mag. Von Goethes Dichter-Sein her aber erkennen wir den Kern seiner Gestalt. Goethe als eine umfassende Manifestation des Göttlichen und als Weg zu ihm wird freilich nur gewahren, wer aus ursprünglicher Teilhabe der familie spirituelle GOETHE zugehört.

Es kommt hier nun nicht darauf an, die Dichtung Goethes im einzelnen zu untersuchen und Ihnen ihre Eigenart im Vergleich auch mit früheren, gleichzeitigen oder späteren Dichtern vorzuführen. Im Bleibenden ist Goethe immer ein kaum zu fassendes Wunder, das nur dem dankbar Staunenden sich offenbart. Es geht uns heute um Goethes Dichter-Sein, modern gesprochen, falls das verständlicher sein sollte: um Goethes „Existenz“. Sie ist in einzigartiger Weise schlechthin die des Dichters. Es geht darum, Ihnen zu veranschaulichen, wie dieses Dichter-Sein in jeder Art der Weltbegegnung Goethes sich bekundet. Eigene Erfahrung möge uns dabei leiten. Wir können uns allerdings nur in Hinweisen mit Goethes Weise zu forschen befassen, mit der Gestalt der Antike in Goethe, mit der Grundart von Goethes Frommsein und schließlich mit der Gestalt der Krise in Goethe im Hinblick auf seine Tragödie „Faust“. Eingehendes ist in unserem Werk

GOETHE dargelegt, aber diese Hinweise werden wohl genügen, Ihnen Goethe als Gesamterscheinung und Goethes Dichter-Sein von ihm her anschaulich zu machen. Sie sollen zur Besinnung in diesem Sinne anregen.

Lebensgestaltung und Erforschung der Natur.

Goethe ist nicht nur Schriftsteller und nicht „aus Wahl und Vorsatz“, sondern „aus Trieb und Schicksal“ ist er zum Dichter auserwählt. Dichter ist Goethe auch in der Gestaltung seines Lebens, in einem Leben, das er aufbaut einer „Pyramide“ gleich, das er bewußt stilisiert, zum Symbol macht, um schließlich, vollendet, aus der Erscheinung zu scheiden. Goethe ist Dichter im Erforschen, im Darstellen der Natur, des Menschenwesens, der Zeiten, aber auch als Weltmann, als Staatsmann, als Leiter des Theaters und in seinen persönlichen wie in den Amtsangelegenheiten. Selbst in den Geschäfts-, Staats- und Hofdingen kommt es ihm stets darauf an, nicht nur im „Handwerk“ stecken zu bleiben. Aber Goethe schätzt das Handwerkliche als das Fundament aller gediegenen Leistung. Alles was Goethe ergreift, sucht er durch die Kraft des Geistes zu meistern. Er verfährt gestaltend, gesetzgebend, damit etwas „Gebildetes“ erscheint. Selbst „die Aufzüge der Torheit“ „traktiert er als Künstler, und so gehts“. Auch im Umgang mit Menschen, im Gespräch im Zusammenleben kommt es Goethe stets darauf an, über das bloße Meinen hinaus zu einem „Gebildeten“ zu kommen: „Sich mitzuteilen ist Natur; Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben ist, ist Bildung“. Jedes bloße intellektuelle Bereden von Problemen und Fragen, und wären es die „brennendsten“, ist Goethe zuwider. Wo er nicht gestaltend verfahren kann, schweigt er.

Immer dringt Goethe auf das Gegenständliche, auf die konkrete Gestalt im Wechsel-Atem des lebendigen Ganzen. Rein erschließt er es im Wirklichen und erbaut in seinem Werk, in seinem Leben eine neu geeinte Welt. Nichts, dem er sich naht, von dem er wie von saugenden, bannenden Kräften angezogen wird, bleibt ihm ein Außen, Buchstabe, bloßes Wort, stumm bestaute Autorität. Goethe ergreift es von innen, vom Grunde her und wandelt es aus

Eigenem ins Eigene und, da es aus dem Kern kommt, ins Gültige. Hier ist nicht Frömmigkeit und Forschung, Kunst und Wissenschaft, Dichtung und Philosophie, Leben und Moral, Natur und Geist heillos geschieden. „Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Kräfte des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen“ sind Goethe die Gestalt-Kräfte des Menschen auch als Forscher, weil er von der Wissenschaft, wie von der Dichtung, „eine Art von Ganzheit erwartet“. Ja, Goethe spricht geradezu von seinem „poetisch-wissenschaftlichen Wesen“, und daß er darauf dringe, „alles von Innen her aufzubauen“. In diesem Sinne ist auch Goethes „Italienische Reise“ das Werk eines Dichters und Künstlers. Goethe gibt nicht etwa einen der üblichen Reiseberichte, in dem möglichst vieler Sehenswürdigkeiten gedacht wird: mit einer erstaunlichen Kraft und Treue wird das gerade ihm Wichtige gegenwärtig. Aus ihm erbaut er die Welt: GOETHE. Auch in „Winckelmann und sein Jahrhundert“ wird nicht mit gelehrter Gewissenhaftigkeit Winckelmanns Bild erschöpfend gezeichnet. In Winckelmann spiegelt Goethe vielmehr seine eigene Geistesart und seine Welt wieder, objektiviert in Größe und Bedrängnis einer überragenden Persönlichkeit. Und die Geschichte der Farbenlehre schreibt Goethe nicht um ihrer selbst willen, sondern zur Rechtfertigung seines eigenen Forschungsverfahrens und seiner Schau der tätigen Natur.

Jede Denkart, die sich vornehmlich „aufs Trennen legt“, ist Goethes Geistesart zuwider: „Wenn sie aber vereint, oder vielmehr wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhebt, sichert und in ein tiefes und ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender Synkrisis und Diakrisis wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches auch nicht zu führen erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen.“ Darauf beruht die Gabe, die Goethe vom Dichter wie vom Forscher fordert, sich „mit den Gegenständen innigst identisch zu machen“ und im Einssein mit ihnen das Ewig-Eine in der Viel-Gestalt der Welt-Erscheinungen zu gewahren. Diese Schau der Natur zieht Goethe

zu Spinoza hin, ohne daß er sich der Eigenart dieses Denkers gleichsetzt. „Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt.“ So legt Goethe einen eigenen Wert auf die Ausbildung des Menschen im Forscher, nicht nur als Fachmann, sondern als durchgebildeten Menschen, daß er unbefangen, rein zu schauen, methodisch klar die Ergebnisse zu ordnen, behutsam-streng zu schließen vermag. Denn: „den Unzulänglichen verschmäht die Natur, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse.“ Nur ein solcher Mensch vermag sich, dem Dichter gleich, der Natur „mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften“ zu nahen. Methode, die auf ein Gestaltetes abzielt, ist Goethe geradezu ein Kennzeichen des nach Gestalt strebenden Künstlers. Goethe ist sich freilich bewußt: „eine tiefumfassende Synthesis begreift nicht leicht jemand.“ Deshalb ist die Nachfolge Goethes in der Forschung so schwer, weil sie an ganz bestimmte Voraussetzungen gebunden ist. Sie fordert einen Forscher, dem, über die empirische Gelehrsamkeit hinaus, aus gestaltendem Künstler-Sinn, wie Goethe zu Riemer sagt, „die gleiche Methode Bedürfnis ist“. Das „poetisch-wissenschaftliche Verfahren“ Goethes ist nur dem gemäß, der aus einer „eigenen Geisteswendung“ mit dem Mut und den Tugenden des Dichters gegenstandstreu das nüchtern Tatsächliche schaut, es durchdringt und in ihm das unendliche Leben zu gewahren und zu gestalten trachtet. Goethes Methode fordert „Genie, das sich nicht überliefern läßt“.

Goethes forschender Dichter-Sinn schaut das „Urphänomen“. Dieses Urphänomen ist eine aus gegensätzlichen Ur-Kräften verdichtete Einheit. Es ist das „Aperçu“ eines Gestalt schauenden Dichters. Goethe geht, wie er Wilhelm von Humboldt gegenüber versichert, stets von der Gestalt aus, und alles Gewahren der Grund-Gestalt, alles „Erfinden“ ist ihm „der Abschluß des Gesuchten“. Auf diese Weise rettet sich Goethe, nicht in der Flucht, sondern in durchdringender Meisterschaft, aus der „Sündflut der Erfahrung“, vor der „Hydra der Empirie“ gesetzstreng ins Klare. Wo die Farben als „Taten und Leiden“, als „Tugenden des Lichts“,

wo sie als Wechselleben des Lichts und Nicht-Lichts im Medium des Trüben begriffen werden, da waltet Dichter-Geist.

Mit „anschauernder Urteilskraft“, mit Geistes-Augen und mit den Augen des Leibes in Einheit schauend, will Goethe des Weltgeheimnisses würdig werden, wie und wo immer es als Offenbarung des Ewig-Einen in der Viel-Gestalt der Welt erscheint. Der Dichter in ihm dringt auf die *μορφή*, auf die Gestalt und ihren Wandel, auf Metamorphose. Goethes Schauen und Denken ist immer wirklichkeitsnah-gegenständlich im Sinne des Künstlers, dergestalt, daß sein „Denken sich nicht von den Gegenständen sondert, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen, in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß sein Anschauen selbst ein Denken, sein Denken ein Anschauen ist.“

Gestaltender Künstler-Geist weist der Wissenschaft die Aufgabe zu, „das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermaßen zu erleichtern“, „das Lebendige in den unendlichen Bedingungen seines Erscheinens“ zu beobachten und in ihm das „eine Ur-Bedingende“ zu gewahren. Die Wissenschaft im Sinne Goethes will nicht aus Ur-Sachen Tat-Sachen erklären, wo immer neue Ursachen auftauchen. Es geht ihm nicht um ein solches „bloß historisches Verfahren“ in dem Sinne, daß eine Wirkung auf eine Ursache zurückgeführt wird, sondern um einen metaphysischen Empirismus. Dieser geht stets auf das Urphänomen zu und hat von diesem her Gestaltetes zum Ziel.

„Enthusiastische Reflexion“, Dichter-Mut, der „sich nicht hinreißen läßt“, erleuchtet Goethes Forschungsverfahren. Auch seine wissenschaftlichen Arbeiten, die sich zuweilen zu hymnischer Höhe erheben oder gar in Gedichten gipfeln, auch sie beseelt das Wohlgefügte, Heiterschreitende, das Anschaulich-Lebendige, das von Innen Durchglühte der Dichtkunst Goethes. Selbst da, wo die Grundhaltung, wo das Aperçu kühn, gewagt erscheint, wo es der bisher gewohnten Anschauung auf einem Forschungsgebiete widerstreitet, ja, eine völlige „Geisteswendung“ fordert, entwickelt Goethe das Seine doch stets mit stillzwingender Überzeugungskraft, mit gestaltstrenger Klarheit.

Sie werden nun begreifen, warum bei allen Forschungen Goethes das Entscheidende nicht neue Ergebnisse im Sinne gelehrter Forschung sind, etwa die Entdeckung des Zwischenkieferknochens oder der Hinweis auf die Eiszeit oder auch die Frage, ob Goethe im Recht ist gegen Newton: bedeutsam, genial-einzigartig ist die gestaltende Schau Goethes, die Art, wie er, sorgsam forschend, in der Fülle des von der Wissenschaft erarbeiteten Materials auf den Grund, auf das Urphänomen dringt, das heißt, wie der Geist der von Hellas her wirkenden Schau der Welterscheinungen in ihm schöpferisch neu aufbricht — und das in einer Zeit, in der die Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft, von anderen Prinzipien ausgeht und auf anderes abzielt. Newton ist unstrittig im Recht, aber seine Anschauungsweise und sein Verfahren sind grundanders.

Goethe als Forscher steht mit einem kleinen Kreis Geistesverwandter allein. Die Gelehrten können mit ihm nichts anfangen, auch wenn sie seine Dichtung schätzten. Schiller rät Goethe einmal, er solle seine Arbeiten doch unter dem Namen eines der „Kathederhelden“ herausbringen. Wer aber hätte so seinen wissenschaftlichen Ruf gefährden mögen? Von der „Metamorphose der Pflanzen“ schreibt Goethe rückblickend an seinen Forscherfreund Schultz: „Sie fiel vor 25 Jahren rechts und links in die Dornen und Steine.“ Und von der Farbenlehre berichtet er 1822 Boisseree: sie habe „an dem Altar der Physik wie ein toter Knotenstock gestanden“. Das schmerzt Goethe, denn er war sich der Einzigart seiner Schau der Natur als forschender Dichter bewußt. Als die Franzosen 1806 in Weimar eingezogen und dort plünderten, rettet Goethe nicht etwa seine Dichtungen, sondern die Aufzeichnungen zur Farbenlehre.

Damit haben wir bereits eine Erscheinungsform der Gestalt der Antike in Goethe kennengelernt, die in den Griechen gründet.

Die Gestalt der Antike in Goethe

Der junge Goethe begegnet dem Genius Griechenlands unmittelbar, wie wenn zwei Menschen, durch Ferne und Fremde getrennt, nur lose durch Kunde verbunden, sich als Brüder enthusiastisch

erkennen, nicht durch Studien oder durch das Bildungserlebnis zusammengeführt, sondern aus der unmittelbaren Erfahrung, aus dem Gewahrwerden gleichen Ursprungs, ähnlicher, an Ur-Bildern genährter Schöpferlust. In der Feuer- und Gestaltmacht der Götternähe entdeckt der junge Goethe, von Herder angeregt, sich die Griechen. Pindar ergreift ihn. In Göttern und Heroen der Griechen erkennt Goethe sein eigenes Innere wieder. Der „uranfänglichen Schönheit“ gewaltiges Bild wird Gestalt im Werk des Künstlers. Wie von einer Göttin bekennt Goethe von ihr: „Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin dein.“ Ein Wechsel-Gespräch, ein Wechsel-Wirken zwischen dem Gott und dem Menschen, Göttergegenwart, ist alles Schöpfertum. In dem Dramen-Fragment „Prometheus“ veranschaulicht Goethe das in einem Zwiegespräch zwischen Prometheus und Minerva:

PROMETHEUS. So war ich selbst nicht selbst,
Und eine Gottheit sprach,
Wenn ich zu reden wähnte;
Und wähnt ich, eine Gottheit spräche,
Sprach ich selbst.
Und so mit dir und mir
So ein, so innig
Ewig meine Liebe dir!
MINERVA. Und ich dir ewig gegenwärtig!

Titanenmacht aber schafft nie beseeltes Leben. „Dauer und Macht und Weisheit und Liebe geben die Götter.“ Das Verhängnis eines dunklen Schicksalszwanges erfährt Goethe, bewegt durch den Tod seiner Schwester, als „ewig gegenwärtig“ im Geschick Proserpinas. Aides und Dionysos sind auch für Goethe eins: Prometheus erklärt Pandora den Tod als höchsten Überschwang des Lebens. Im Satyr-Spiel „Satyros“ lebt Goethes Drang, sich selbst und die Welt des Satyrs mit Satyr-Sinn zu sehen — und auch so noch Tiefen zu entdecken.

Die mythische Welt ist ihrer Wesensart nach die Welt des Dichters. Für den Dichter ist sie je und je eine lebendige Welt, „ewig gegenwärtig“. Sie ist es auch dann, wenn die vertrauten

mythischen Namen kaum je klingen. Dem Dichter bleibt sie nicht in abgelebter Ferne, nein, im Medium des Mythos erhellt Goethe das Hier und Heute des Menschen, die Tiefen seiner Not wie sein Verlangen nach Frieden. Goethe, den Dichter, kümmert es wenig, ob das nun wirklich griechisch ist im Sinne geschichtlicher Treue. Was er am Mythos lebendig erfährt, wird durch ihn neu Gestalt. Das alles ruht „auf der reinen Basis des Erlebten“. So sind die Götter und Heroen der Griechen Medien der Welt- und Selbsterkenntnis — noch für den Menschen von heute.

Goethe erkennt in diesen Gestalten zugleich Tragik und Größe der Spätzeit. Er führt den Einzelnen vor in der Krise, wie er sich im Drang nach Selbst-Sein behauptet, doch auch nach Gemeinschaft verlangt. „Wohin? Ach, wohin?“ (Ganymed.) „Uns frißt in der Wüste / Gieriger Sand“ (Mahomets Gesang), „von der Sonne Muttergewalt geschieden“ (Pilgers Morgenlied). Und doch dann wieder: „Aufwärts! / Aufwärts an deinen Busen, / Allliebender Vater!“ (Ganymed), „Allgegenwärtige Liebe! Durchglühst mich“ (Pilgers Morgenlied). „Mir gaben die Götter / Auf Erden Elysium!“ (Elysium). Aber noch bleibt die faustische Frage: „Ach warum nur Elysium?“.

Wie Goethe einst am Bilde des um den Siegespreis kämpfenden Wagenlenkers aufging, was Gestaltmacht, was Meisterschaft ist, so sucht er nun das Gesetz, das ein reines und reiches Leben verwirklicht in einer begnadeten Selbstüberwindung. Goethe sucht das Licht apollinischer Vollendung, die sich dionysischem Schwung entringt. Apollon selbst, der Gott, muß auf hartem Sühnweg sich reinigen, nachdem er den Drachen Python erschlug. Diesen Weg im Ringen um Reine geht auch Goethe. Er versinkt nicht zerknirscht in Reue, nicht tatenlos in Selbstbedauern: als Dichter sucht er Sühne. Goethes Beichte wird in Gestalten sichtbar, am ergreifendsten in Gretchen. Gerade aus der Gefährdung, aus Dumpfheit und Überschwang drängt es Goethe zum Gesetz und zur Gestalt. Das reine, das schöne-gute Werk gelingt nur, wo der Schaffende in sich das *Καλὸνκαθαρόν* verwirklicht. Aus dieser Gesinnung wächst Goethes „Iphigenie auf Tauris“, aber auch das klare Schauen der Gestalt in der Forschung.

Goethes Ringen um Läuterung im Entsagen und Ergreifen ist das strebende Bemühen eines geniusgesegneten Künstlers. Jenseits alles überlieferten Glaubens eint sich in ihm das: „Erkenne dich selbst!“ vom Apollon-Tempel in Delphi mit Pindars: „Werde, der du bist!“ und dem mystischen: „Werde wesentlich!“ Es ist der Weg eines Dichters im Licht Apollons post Christum.

Seit seiner italienischen Reise schaut Goethe mit den Augen des Römers. Goethe mildert, seinem Wesen gemäß, das zuckende, leidgepreßte Herz von Hellas durch die römische urbanitas.

„Edle Einfalt und stille Größe“ und das plastisch Klare sind jetzt das Ziel des Dichters. Goethe bewundert, und hier bestimmen ihn wieder Tiefen-Kräfte seiner dichterischen „Existenz“ — er bewundert „den Menschen in seiner Würde und Gesundheit“, den die bildende Kunst der Griechen darstellt. Er preist „die einzige Behaglichkeit innerhalb der Grenzen der schönen Welt“, die des exzentrischen „Himmelsverlangens“ nicht bedarf. Aus dem Drang nach Harmonie, nach „reiner Menschlichkeit“ schafft sich der Dichter in Goethe als Land des Heiles Hellas. Und Goethes Bild der Griechen wird zum Gegen-Bild des vom Christentum geformten Menschen. Die Griechen erscheinen ihm, wie oft schon seit der Renaissance, als Menschen eines großgearteten Anders-Seins: Hellas wird Goethe zum „Heiligtum des heilenden Lichtes“. Das ist das Bild der deutschen Klassik in der besonderen goethischen Prägung. Es schönert den dunklen Grund der Griechenseele und macht deren verklärtes Bild zum Kanon.

Goethe gewinnt aber im sinnenfrohen Süden, fern dem Buch und der Geschichte, ein unmittelbar mächtiges Leben, das er nicht wie früher idealistisch verflüchtigt: das Ja zur Leiblichkeit als Gestalt-Liebe. Auch hier ist Hellas gegenwärtig. „Fromm sind wir Liebenden!“ Selten sind in den „Nebeln des traurigen Nordens“ so frei-gesund, mit so gutem Gewissen die wandelnden Wonnen sinnlicher Liebe gefeiert worden wie in den „Römischen Elegien“ und in den „Venetianischen Epigrammen“ Goethes. Von der Erden-Treue des Dichters wird da die „mächtige Göttin“, die „Gelegenheit“, das Glück der Gegenwart heiter-unangefochtenen Herzens zu genießen, als Quell der Genesung gefeiert. Denn auch

der Sinnen-Liebe tiefstes Leben ist eins mit dem Geist. In der Reife des verjüngten Mannes glüht sie wieder im „West-östlichen Divan“. Und von einer späten Zärtlichkeit und Blüte der Sinne zeugen der zweite Teil des „Faust“ in all seinem Mummenschanz wie manche Paralipomena und Sekreta.

Goethe nennt sich oft einen „alten Heiden“, einen „gründlich geborenen Heiden“ oder ähnlich. Goethe ist aber kein Heide im antiken Sinne. Er ist auch nicht einfach ein „antiker Mensch“. Der Dichter ist „auf seine Art ein Grieche“: GOETHE. Das „Heidentum“ Goethes gründet in seinem Dichter-Sein. Und dieses offenbart sich in „sterngegönnnten Stunden“ als sicheres Ruhen im Augenblick als dem, wie Seuse sagt, „grünenden Nun der Ewigkeit“ im Heute und Hier, als gesundes Wachsen im Wechsel-Atem von Zugriff und Verwahrung, von tätiger Einsamkeit und fruchtbarer Weltverbindung, als verpflichtende Treue zu seinem Daimon. Es offenbart sich als stets verjüngtes und verjüngendes Ganz- und Immer-neu-Sein, als das Schauen und Schaffen der Gestalt als einem heilen Ganzen, als das Ja zu den Sinnen im Einklang mit dem Sinn und als das staunende Gewahren und Ehren der Vielgestalt der Götter, der Natur und des Menschen als Offenbarung des Ewig-Einen.

In Goethe begegnet ein Mensch der abendländischen Spätzeit als Dichter voll Ehrfurcht ursprünglich dem Ewigen und dem Leben in der Gesinnung einer *anima pagana post Christum*.

Von Goethes Frommsein

Goethe macht als Dichter auf seine Art das schaubar gegenwärtig, was er als Hellas bewundert. In der gleichen ursprünglichen Weise begegnet er auch, durch keine Konfession, keinen Glauben befangen, dem Christentum.

Goethe lernt das Christentum als rationalistischen Protestantismus und als Pietismus kennen. Im Hause der Eltern Goethes finden pietistische „Stunden“ statt, und er verdankt dem Umgang mit den „abgesonderten Frommen“ viel Christus darlebende Hilfe. Goethe spürt aber trotz alles ernstesten Bemühens bald — und auch

der Kreis der ihm wohlgesinnten Pietisten empfindet das — er spürt, daß die christliche Welt- und Glaubenserfahrung wie auch die christliche Gottesvorstellung nicht die seinen sind. Christus sagt im Johannes-Evangelium (6,65): „Niemand kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht vom Vater verliehen ist.“ Ist es denn mir vom Vater verliehen?, fragt sich prüfend Goethe.

Für Goethe hat keine der bisher in der Geschichte hervorgetretenen Formen des Christentums eine gründende Bedeutung. Für Goethe ist Christus nicht „der einziggeborene Sohn Gottes“ (Joh. 1, 14), der sich für die Erlösung der sündegeknechteten Menschen am Kreuz opferte. Für ihn geht der Weg zum Heil, zum Frieden der Seele nicht über Reue und Buße, und die Welt ist ihm nicht vornehmlich eine Vorbereitungsstätte, auf der man vor allem und zuerst um einen gnädigen Gott besorgt sein muß, um im Gericht zu bestehen und der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden. Goethe wehrt jeden Versuch ab, ihn für eine „ausschließende Religion“ zu gewinnen und sich von Anderen eine ihm fremde Gottes- und Christuserfahrung aufdrängen zu lassen. Seine Auseinandersetzung mit Lavater ist in dieser Hinsicht beispielgebend. Wenn Goethe von Protestantismus spricht, so hat das mit evangelischer Frömmigkeit im Sinne Luthers kaum etwas zu tun. Er begreift sich vielmehr als einen „protestierenden Heiden“, der, jenseits alles lutherischen Protestantismus, in „Kunst und Wissenschaft“ „wie immer“ „protestieren will mit Lust“ um der Freiheit willen in der Treue zum eigenen Daimon. Goethe verhält sich *protestando et se defendendo* gegen jede Art eines konfessionellen Christentums. Dabei fallen zuweilen Worte, die wir heute wohl kaum niederschreiben würden. Goethe bewahrt aber auch diese „Invektiven“ sorgsam auf. Auch die Konvertiten sind Goethe verdächtig. Söhne der Krise, erscheinen sie ihm als „Verschnittene“, die in der Rückkehr zur Kirche sich retten möchten, denen die Kraft des freiwagenden, des „gottgegebenen“ Daimon gebrochen ist. Gerade dem hochgebildeten Menschen legt Goethe eine besondere Verantwortung auf, eine einmal errungene Freiheit nie wieder aufzugeben.

Goethe geht es nie um einen bestimmten Glauben im Sinne

irgendeiner Theologie oder Philosophie. Er will auch gern das Anderen überlassen, was man Religion nennt. Ja, Goethe würde sich wohl kaum im herkömmlichen Sinne als „religiöser Mensch“ bezeichnen. Dieser, im christlichen Sinne, wäre ihm wohl als „transzendierend“, als exzentrisch erschienen, verstiegen, oft krank aus Mangel an einem eigen-ursprünglichen Sinn.

Goethe will sich auf keine „christliche Terminologie“, überhaupt nicht auf „Worte“ festlegen lassen. Er verwandelt kraft seines Dichter-Seins das „alte Wahre“, sofern es ihn ursprünglich ausspricht, ins Eigene, ins Goethische. Er bildet sich so ein „Christentum zum Privatgebrauch“, das freilich völlig seines Kernes, der Heilsgewißheit in Christo Jesu, beraubt ist. Dieses verträgt sich daher sehr wohl in Goethe mit seinem „entschiedenen Heidentum“. So wird es Ihnen wohl auch verständlich, daß es Goethe darum geht, daß die Gute Botschaft des Menschensohns „in Sinn und Gemüt“ verwirklicht wird, er aber „das Christentum des Wortes und des Glaubens“ „mit ein bißchen so oder so des äußeren Kultes“ — das heißt also das, was die Kirchen und Gemeinschaften gespalten hat und worauf sie oft eifernd Wert legen — hinter sich läßt. Goethe dringt auf Erfüllung in „Gesinnung und Tat“, aber er nennt sich in der Freiheit des Dichters der Spätzeit einen „dezidierten Nicht-Christen“, beharrlich einen Heiden. Und doch meint Goethe ein Mensch zu sein, „wie Christus ihn haben wollte“. Ist aber Christus ein Christ? Goethe dringt also über alles Christentum hinaus zum Ursprung, zur „reinen Lehre Christi“, durch alle Verwandlungen seiner Gestalt und seiner Botschaft. Das Christentum als Christentum ist damit in Goethe ebenso aufgehoben wie das Heidentum als Heidentum. Er verwirklicht die Mitte einer eigenen Höhe. Um davon zu zeugen, ist Goethe der Welt verliehen, nicht als Prophet und nicht als Theologe oder als Philosoph oder um Anhänger zu werben, sondern als Dichter — und zwar als Dichter, der durch die Formen aller ihm bekannt gewordenen Religionen hindurchschaut und deren allverbundenen Kern, das Ur-Religiöse, als den Grund aller Frömmigkeit unbefangen lebt und bezeugt in einem freien und doch gegründeten Frommsein. Hier wird nicht ausgegangen von dem

im engeren Sinne Religiösen, von Aussagen über Christus und seinen Erlösungstod, über Gott-Vater, die Drei-Einigkeit, über den Heilsweg und die Wahrheit, sondern das letztgründende Objektive wird in der Vielgestalt seiner Offenbarung in der Welt gewahrt und in den Geheimnissen, in denen der Mensch als Schauender und Schaffender, als Überwindender lebt. Und die Fülle der Symbole, nicht nur des christlichen Bereichs, wird als Hinweis, als gültige Verdichtung einer geheimnisvoll offenbaren letzten Wirklichkeit freilebendig fruchtbar, neu erfahren und dankbar genutzt. Es geht um das verwirklichte Sein und die erfüllte Tat, um die Freiheit der Bewährung in der gefährdeten und gefährdenden Welt aus der sicheren Ruhe der Gewißheit.

Sie kennen gewiß die Gedichte Goethes, die von der Offenbarung des Ewigen in der Natur, in der Liebe, der Freundschaft, der Gemeinschaft zeugen. Dafür wird der Sinn jetzt erst frei. Sie alle aber haben einen stillgeheimen „Bezug auf das Göttliche“, wie auch jene Gedichtfolge: „Gott, Gemüt und Welt“, in der Goethe sein Eigenstes gibt. Und sie wissen auch, wie aus diesem Frommsein, oft ohne daß es sich im gewohnten Sprachbereich oder in der von den meisten gelernten Vorstellungsweise bewegt, viele Dichtungen Goethes in Ehrfurcht und in der Verantwortung leben vor den richtenden, rettenden Mächten, ohne die sich kein Mensch erfüllen kann.

Wir sehen also: Goethe feiert und ehrt das Göttliche und die Welt — auch wenn Andere anderes erfahren — aus dem Grunde der anima pagana post Christum. Diese seine Gewißheit erkennt Goethe, wie er Lavater gegenüber erklärt, „als einen ehernen, bestehenden Fels der Menschheit, den du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meers vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch erschüttern könnt“.

Goethes Sein und Gestalt ist der Erweis, daß es auf diesem Wege Heil, Erfüllung gibt. Damit ist Goethe Nicht-Christen, Christen und Wider-Christen erschienen zur Prüfung. Wie im milden Schein des Göttlichen der Einzelne gesund zum menschlichen Menschen reifen kann, zeigt einem gefährdeten Aion ein Dichter: GOETHE.

„Faust“ als Tragödie der Krise

In diesem Sinne ist auch Goethes „Faust“ eine Tragödie der Krise, wie schon „Werther“ und „Tasso“, „Wilhelm Meister“ und die „Wahlverwandtschaften“ von ihr zeugten. Vieles an dem Rätselwerk „Faust“ gewinnt erst eindringliche Nähe, wenn wir begreifen, daß hier Söhne und Töchter einer fragwürdig gewordenen Welt ihr Wesen treiben.

Goethe wandelt den Erzzauberer des Volksbuchs und des Puppenspiels, der sich dem Teufel verschreibt und von ihm schließlich in die Hölle geholt wird, ins Grund-Gültige der Gestalt des ringenden, das All und die Welt kostenden und doch ruhelos suchenden Menschen: Schicksal und Schuld, Gefahr und Größe des frei-lebendigen Menschen der abendländischen Spätzeit sind in Goethes „Faust“ verdichtet. Faust ist mitnichten nur die Verherrlichung des vielgerühmten „faustischen Menschen“. Im Grunde ist Goethes „Faust“ eine Warnung. Aber das Werk ist zugleich auch voller Zuspruch — eine Welt-, eine Menschheitsdichtung, die neben den Schicksalen des Achilleus und Hektor und des Odysseus in den Epen Homers, den Schicksalen der Atriden, Laiiden und Tantaliden in der griechischen Tragödie, neben Dantes „Göttlicher Komödie“, Cervantes „Don Quixote“ und Shakespeares „Hamlet“ einen eigenen Rang hat. Wenn die Tragödie um Faust in eine abgelebte Zeit gerückt ist und wie ein Mythos leuchtet, so gewinnt sie gerade dadurch an zeitenthoben-gültiger Gegenwartsnähe.

Faust ist der „Flüchtling“, der „Unbehauste“. Ihn „treibt die Gärung in die Ferne, / Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt, / Er fordert von der Erde jede höchste Lust, / Und alle Näh und alle Ferne / Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust“. Der eben noch entschlossen war, „der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen“, sein Selbst zum Wohl und Weh von Welten zu erweitern, ja, der Genuß noch im Scheitern sucht, dem droht alsbald Verzweiflung, Selbst-Vernichtung. Der „Mensch ohne Zweck und Ruh“ reißt wie ein Wassersturz alles mit sich — auch das ihm Liebste. Mit dem ins Menschliche gewandelten Satan geht Faust einen Bund

ein, mit Mephistopheles. Und doch ist Faust selbst mit diesem stets unzufrieden: er gibt ihm nicht genug oder es graut ihn plötzlich vor „des Chaos wunderlichem Sohn“, wie alle, die aus ihrem Anders-Sein das Unheimliche seines Wesens wittern. Die Wissenschaft, die Natur, die Liebe, die Schönheit, die Einsamkeit, Hofleben, Krieg und Revolution — und die Arbeit: überall genießt Faust vor allem sein Selbst. So sucht er vergebens Befreiung. In Faust schwelt viel all-selige Sehnsucht und wertherisches Schwärmen, „Hungerleiden“ und Hoffen. Aber es fehlt ihm das grenzende, gründende Ziel der Gewißheit im christlichen oder im heidnischen Sinne, woran auch Werther scheitert. Fausts Erlösungsverlangen wird von seinem Willen zur Macht erstickt. Damit bleibt ihm die schöpferische Erfüllung, Maß und Friede, das Schöne-Gute in allen: Wagnis versagt.

Durch Fausts Schuld kommen Gretchens Mutter, ihr Bruder, ihr Kind um und sie selber. Faust aber hat von dem allen nichts gewußt, und als er des Grausigen inne wird, schiebt er die Schuld auf den Verführer und flucht dem Verderber. Falschgeld, Papiergeld wird geschaffen, Revolution und Krieg entfacht, Hofleute flegeln, der Astrologe lügt, die Kirche giert nach Geld. Der Weg zu den „Müttern“ auch dient selbstischer Zauberei. Die in Helena ihm erschienene Schönheit vermag Faust nicht zu halten, und den mit ihr gezeugten Sohn Euphorion stürzt Unmaß in den Tod. Philemon und Baucis, die sich geruhsam-friedlich ihres Alters freuen, fallen Fausts Machtbegier zum Opfer, das blinden Gehorsam fordert: „geboten schnell, zu schnell getan!“ Mit erstaunlicher Hellsicht verdichtet die Schaukraft des Dichters in Faust Möglichkeiten und Verhängnisse des Mephistophelischen im „Faustischen“. Ihm zeigt sich keine Gegen-Macht gewachsen. Das Christentum in Gretchen wird übermannt, aber auch die Welt der Antike muß weichen. Jede Ordnung wird durch das Mephistophelische aufgelöst. Blind, wiegt Faust der Wahn, „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn“, indeß in Wahrheit Lemuren spatenklirrend ihm das Grab bereiten in einer Welt, die gedeicht, gedämmt, kanalisiert, besiedelt, beglückt ist, aber doch ungewandelt in den Fängen von Raufebold und Habebald, von Haltefest

und Eilebeute bleibt und in der Gewalt von Schuld und Sorge, von Not und Tod. Faust, der eben noch den einen Tor genannt, der „sich im Himmel seinesgleichen dichtet“, ihm öffnet sich unvermittelt dieser Himmel, die Ewigkeit der Jenseitigkeitswelt, dem deus ex machina gleich in der antiken Tragödie. „Die Liebe von oben“ erbarmt sich seiner. Mater gloriosa, die Gottes-Mutter, „Göttern ebenbürtig“, schwebt einher. Faust, viel verstrickt, verfällt dem Teufel nicht. Sein Unsterbliches ist nicht zu beflecken. Das Wort des Herrn, Gott-Vaters, steht fest von Anbeginn: „Es irrt der Mensch, solange er strebt.“

Im Jenseits verklingt Goethes „Faust“. Diese Hoffnung verheißt er auch dem Schuldigen. Erfüllung auf der Erde aber versagt Goethe Faust. Für Faust gibt es kein läuterndes Wachsen und Reifen, kein wendendes, kein befreiendes „Stirb und Werde“. Nur in gelegentlichen Erleuchtungen und in Gegen-Bildern wird zuweilen ein Anders-Sein spürbar. Deren Grund ist fast immer die Gestalt-Welt der Antike. Ja, die antikische Atmosphäre, das Geschehen um Helena, verzaubert eigen Faust. Selbst Mephistopheles wird zur Phorkyas. Verzauberte Zauberer sind beide. Verzauberung aber ist keine Wandlung. Faust bleibt der „Faustische“. Alles Apollinische war nur Maske, und Mephistopheles bleibt der Satan. Nirgends ist eine erweckende Wandlung Fausts zu spüren vom Kern her zu einem neugründenden Leben. Bis zu seinem Tode kann Faust nicht „Magie von seinem Pfad entfernen“. Das eben ist das Zeichen seines Befangenseins in Erden-Fesseln. Die „schwarze“ Magie will die titanische Selbsterhöhung des geknechteten, finsternen Selbst-Ichs. Wandlung aber wächst aus der Gnade der befreienden Begegnung mit dem Gott als Gegenwärtigem. Der in diesem Lichte Wiedergeborene bedarf des Zauberspuks, des Blut-Bunds mit dem Bösen nicht mehr. Nur wer die Magie als einen Weg zur Macht, auch die Versuchungen der Magie des modernen Lebens, überwand, gewinnt die gnadenerleuchtete Freiheit, aus einer „eigenen Geisteswendung“ das Göttliche zu gewahren, wie und wo es sich offenbart, und seinem Wink sich zu fügen. Faust erfährt keine solche Wiedergeburt: er überwindet nicht. Faust wagt und wagt, gespornt von Mephistopheles, im

„Faustischen“, im Unerfüllten, Unvollendeten. Dem „Faustischen“ bleibt nur die Hoffnung auf den Himmel.

Goethes „Faust“ ist eine Tragödie der Krise. Als ein Mahnmal steht sie vor uns, bewundernswürdig in ihrer Gestalten-Fülle und poetischen Leuchtkraft, in ihrer Weisheit und Klarsicht in Scherz und Ernst.

Aber ist „Faust“ „der Weisheit letzter Schluß“? Goethe weiß — Erfahrungen seines Lebens und Dichtungen zeugen von diesem Geheimen und Geheimsten — daß, über das im „Faust“ Verkörperte hinaus, Ewiges Leben auch im Heute und Hier erfahren werden kann: im Augenblick als Ewigkeit, in der überwindenden, schönen-guten Tat, im göttergeschenkten Werk. Aus ihnen leuchtet der Glanz apollinischer Vollendung — nicht im Wahn und Rausch des „Übermenschen“, sondern im tätigen Wachsein der befreienden Gewißheit, daß auch das Vergängliche des Verewigens würdig zu werden vermag im Atem der göttlichen Gnade.

Um als Dichter davon im Bild und Gegen-Bild zu zeugen, ist Goethe der Welt erschienen — in unserem Vaterlande.

Dämonen wirken die Welt. Es gehen aber auch noch Götter über die Erde.

Von Grundlagen und Grenzen wissenschaftlicher Seelenkunde.*)

(Otto Eger zum Gedächtnis)

Von H. Boening.

Es war der Wunsch Ernst Küsters, daß ich zur Festsitzung unserer Gesellschaft als ihr neugewählter Vorsitzender mit einem wissenschaftlichen Kurzvortrag aufwarten und eine Würdigung des verstorbenen letzten Vorsitzenden Otto Eger darin einbauen möchte. Leicht ist solche Aufgabe dann, wenn enge sachliche Beziehungen zwischen dem Arbeitsgebiet des Vortragenden und der wissenschaftlichen oder praktischen Betätigung und Leistung des Menschen bestehen, dessen gedacht werden soll. Aber an solchen sachlichen Bezügen mangelt es in unserem Fall. Da zudem der äußere Anlaß und das innere Bedürfnis — noch ist die Wunde offen, die sein Heimgang uns allen schlug — einen Rückblick auf Egers Persönlichkeit anmahnten, schien es mir vertretbar, mich von der Charakterologie als einem Randgebiet meines Faches her dem Wesen des Entschlafenen zu nähern.

Gewiß kamen mir sofort auch Bedenken gegen solches Unterfangen, und diese Bedenken entwachsen gleichermaßen dem persönlichen Taktgefühl wie grundsätzlichen charakterologischen Erwägungen. Wissenschaftliche Seelenkunde hat doch immer auch das — besonders in unserem Zusammenhang naheliegende — Ziel der bestmöglichen Erfassung des Charakters als der individuellen seelischen Eigenart eines Menschen. Seelenkunde will maßgebende Eigenschaften, bestimmte relativ beständige Bereitschaften (Dispositionen) für Aktion und Reaktion in Fluß und Wechsel des seelischen Lebens ermitteln. Bedarf es dazu nicht engerer Bekanntschaft mit einer Persönlichkeit? Genügen die

*) Nach einem Vortrag in der Festsitzung der Gießener Hochschulgesellschaft vom 9. Juli 1949.

eigentlich doch nicht sehr häufigen Begegnungen mit Otto Eger, um ein Bild zu gewinnen? Freilich ereigneten sie sich unter den verschiedensten äußeren Umständen, in der privaten Atmosphäre seines gastlichen Hauses, im Spannungsfeld der ministeriellen Debatten über die Zukunft unserer Ludoviciana, in der vertraulichen Beratung über fremde Schicksale unter dem stürmischen Himmel außergewöhnlicher Zeitläufte, an Tagen, da er sich ganz rüstig fühlte und zuletzt am Krankenbett, als er das Letzte ahnte oder doch bedachte. Es kommt nicht nur auf die Häufigkeit der Begegnungen an, ihre Fruchtbarkeit ist entscheidend.

Einer äußersten biographischen und charakterologischen Absicht mag das Quellenmaterial, das mit solchen Begegnungen gegeben ist, allzu dürftig erscheinen, primitiv auch die Methode, das als gültig hinzustellen, was sich unter wechselndem Aspekt immer wieder als stabile Charaktereigenschaft zu bestätigen schien und in der Leistung eines langen und tätigen Lebens einen ganz entsprechenden Niederschlag fand. Aber, auch wer die Masken kennt, die eine „entlarvende oder entzaubernde“ Psychologie als „Fiktion des Geltungstriebes und Bedeutungsverlangens“ entdeckte, wer um die Rollen des Willens zur Macht und des Lebensneides weiß, kann nicht daran vorübersehen, daß es nun einmal Menschen gibt, die zwar bekleidet, aber nicht verkleidet auf der Lebensbühne auftreten. Zu diesen leichter durchschaubaren Persönlichkeiten gehörte Otto Eger. Wir brauchen, um ein zureichendes Bild zu gewinnen, hier nicht zu Geheimnissen vorzustoßen, deren Aufdeckung gegen das Taktgefühl verstieße. Grundsätzlich ist allerdings zu sagen, daß sich diese Rücksichtnahme in der Charakterforschung verbietet, weil ausnahmslos jeder Mensch seine Geheimnisse hat; aber eben der eine mehr, der andere weniger. Das letzte Besondere, das Ganze einer Individualität bleibt immer verschleiert: um diese mit ihrem Gegenstand gegebene Grenze aller wissenschaftlichen Seelenkunde muß man wissen.

Das wissenschaftliche Verständnis für eine fremde Persönlichkeit (Charakterologie ist verstehende Psychologie) erwächst auf mancherlei verschlungenen Wegen letzten Endes aus der Selbstbesinnung auf verständliche Abläufe, die man in sich vor-

findet. Die so — und zwar schonungslos — erworbenen Einsichten sind auf den Anderen anzuwenden, dessen Wesenskenntnis wieder zur Erweiterung der Selbsterkenntnis beiträgt; zum Abschluß kommt es nie.

Es ist ein Vorzug des psychiatrischen Fachs, daß es, so weit es nicht mit causalen, sondern verständlichen Zusammenhängen zu tun hat, gleichzeitig beides fordert, Nähe und Distanz zum Anderen. Diese eigentümliche Einstellung verdiente eigentlich eine besondere Untersuchung. Sie ist in modifizierter Form — ohne die im ärztlichen Bereich erforderte und mehr oder weniger echt mit-schwingende Überlegenheit — auch bei der charakterologischen Betrachtung zu fordern. „Der Haß ist parteiisch, aber die Liebe ist es noch mehr“ (Goethe). Ludwig Klages fügte hinzu: „Der Liebe genügt ein Faktum von verschwindender Dürftigkeit, um eine Dichtung daran zu knüpfen, die aller Wirklichkeit spottet... Die Liebe ist das wahre Element der Täuschung“. Was ich Eger gegenüber empfand, war Verehrung, also jenes von unserem früheren Gießener Psychologen Bollnow meisterhaft analysierte und gegen Achtung und Bewunderung klar abgesetzte Gefühl, das dort entsteht, „wo sich mit dem bewundernd aufschauenden Verhältnis zu einem anderen Menschen zugleich eine innere Beziehung zu dessen Leistung verbindet, und zwar so, daß der Verehrende selbst sich dieser Leistung tief und dankbar verpflichtet fühlt“.

Ich bringe diese Ausführungen nicht nur, um damit Nähe und Distanz zum Anderen für diesen besonderen Fall zu beweisen, sondern um gleichzeitig darauf hinzuweisen, wie nötig die exakte Klärung aller Begriffe ist, die in der Charakterologie Verwendung finden müssen. Davon, als von einer Arbeit an den Grundlagen, wird noch die Rede sein.

Wenn ein Mediziner sich zum Thema der Seelenkunde äußert, so schleichen sich bei der Zuhörerschaft leicht Erwartungen ein, die nicht erfüllt werden können. Man hofft etwa, daß er Auskunft geben werde über Zusammenhang von Gehirn und Seele, wobei unklar vorschwebt, daß jenes feste Materielle mit Einzelheiten seines Baus und seiner Funktionen zur Erhellung dieses Dunklen und flüssig Strömenden beitragen könne. Man hofft sogar, daß der

Mediziner Entscheidendes über die Art der Verbindung zwischen Physischem und Seelischem mitteilen könne, obgleich es doch sicher ist, daß wir hier vor einem ewigen Rätsel stehen und daß wir „niemals begreifen werden, wie aus materiellen Vorgängen bewußtes Leben und wie aus nervösen Zustandsäußerungen seelische Erlebnisse werden“ (Bumke). Möglich ist dem kritischen Neurologen nur in manchen Fällen die Zuordnung seelischer Ausfallserscheinungen, d. h. Störungen zur Läsion bestimmter Hirnstellen; gewiß lassen derartige Störungen auch Rückschlüsse auf an diese Hirnstellen irgendwie gekoppelte seelische Funktionen zu. Aber diese Zuordnung darf nur mit Zurückhaltung und größter Vorsicht vorgenommen werden, besonders dann, wenn sie zur Lokalisation von komplexeren Strukturen aus der Charaktersphäre fortschreitet. Voraussetzung muß dafür die unvoreingenommene Prüfung und Abklärung dieser Strukturen nach rein psychologischem Verfahren sein; verfehlt ist die Konstruktion charakterologischer Kategorien nach dem Modell der Hirnbefunde bzw. ihrer örtlichen Verteilung. Zulässig ist einstweilen nur die empirisch wohlbegründete Zuordnung von Trieb- und Affektstörungen zur Hirnstammläsion und zu gewissen geschädigten Teilen der basalen Rinde sowie der intellektuellen Funktionen zu sehr ausgedehnten Partien des übrigen Rindengraus.

Äußert sich ein Mediziner zur Seelenkunde, dann kann er nicht an dem kühnen Versuch vorübergehen, den Ernst Kretschmer 1921 in „Körperbau und Charakter“ unternahm und der zum System einer immer lebendigen und fruchtbaren konstitutionsbiologischen Forschungsrichtung herangewachsen ist. Die Grundsätze dieser Lehre sind weithin bekannt: Die großen Formenkreise der anlagemäßigen Geisteskrankheiten (Psychosen) des Manisch-depressiven Irresein und der Schizophrenie zeigen Beziehungen zu entsprechenden Körperbautypen, das manisch-depressive (circuläre) Irresein zum pyknischen (rundlichen, kurzgliedrig-gedrungenen), die Schizophrenie zum leptosomen (schmalwüchsig-zarten) Habitus. (Den 3. großen Formenkreis der anlagemäßigen Epilepsie mit seiner engen Beziehung zum athletischen Körperbautyp lassen wir hier aus Zeitgründen und wegen seiner etwas weniger klar

durchgeformten Fundierung außer acht). Wie die Psychosen, so haben auch ihnen in der seelischen Erscheinungsform „verwandte“ normale Charaktertypen (deren äußerste krankhafte Zuspitzungen über psychopathische, d. abnorme Charaktere hin die Psychosen eben darstellen) die besondere Beziehung zu den genannten Körperbautypen: Der circulären Psychose, der zykliden Psychopathie und dem zyklithymen Durchschnittscharakter ist die pyknische, der schizophrenen Psychose, den schizoiden Psychopathien und den schizothymen Durchschnittscharakteren ist die leptosome Körperwuchsform korreliert. Wenn wir vorhin nur im übertragenen Sinn von der Verwandtschaft der Psychosen mit den psychopathischen und normalen Charakteren sprachen, so läßt sich schließlich nach Kretschmer in einer letzten Sicherung seines Lehrgebäudes auch eine wirkliche blutmäßige Verwandtschaft nachweisen. Im Erbzusammenhang erweisen Psychose, charakterliche Individualität und zugehörige Leibesform den gemeinsamen biologischen Grund.

Ich zitiere — und gebe damit gleichzeitig ein Beispiel für Kretschmers hinreißende Darstellungsart — mit Verdeutschung einiger Fachtermini: „Das alles ist aus einem Guß. Das, was in den sprunghaften Krisen und abrupten Launen unserer schizophren-katatonischen Patienten als Verfolgungswahn, als absurdes System, als verzweifelte Sperrung, als versteinerte Starre, als feindselige Weltabgewandtheit, trotziges Widerstreben und Schweigen katastrophal hindurchbricht, dasselbe Etwas durchschwebt als spiritus familiaris in den verschiedensten Tönungen, in gesunden und psychopathischen Varianten die ganze Sippe von Pedanten und soliden gewissenhaften Sparern, unsterblich durchs Leben zuckenden Verstimmten, verbohrtten Erfindern, Sinnierenden in ihrer menschen scheuen zarten Ängstlichkeit, ihrem Mißtrauen, ihrer Schweigsamkeit, ihrer mürrisch-abweisenden Menschenfeindschaft. — Kommen wir aus dem psychischen Milieu schizophrener Familien in das der circulären, so treten wir aus einem kühlen verschlossenen Gewölbe in den offenen warmen Sonnenschein. Was den circulären Familien gemeinsam ist, ist eine gewisse Gutherzigkeit, Wärme und Weichheit des Gemütes, eine aufgeschlossene, ge-

sellige, menschlich-natürliche Art, die bald mehr heiter, frisch und witzig, tätig und umtriebig, bald mehr schwerblütig, weich und still, dort an den hypomanischen, hier an den depressiven Pol des circulären Formkreises in unmittelbarem Übergang sich anschließt.“

In der knapperen Darstellung des wissenschaftlichen Berichts und durch spätere Feststellungen der Kretschmer'schen Schule ergänzt, liegen die Dinge so: Nach der körperlichen Seite ging diese Forschungsrichtung über die einfachen Konstitutionsmerkmale wie Skelettaufbau, Muskelgröße, Proportionsverhältnisse hinaus und stieß bis zum Versuch des Nachweises typenspezifischer „lebendiger“ Konstitutionskomponenten in Stoffwechsel und Blutchemismus vor. Nach der charakterologischen Seite präziserte sie sich sofort dahin, daß der Unterschied zwischen den beiden „Temperamentstypen“ in Eigenarten des Gefühlslebens zu suchen sei, und zwar in grundlegenden Unterschieden der die menschliche Individualität weitgehend bestimmenden „Affektivität nach ihrem Antrieb und ihrer Affizierbarkeit“, von denen sich der erste im individuellen psychomotorischen Tempo, die zweite in den Eigenarten des Gefühlslebens äußert, die mit heiter — schwerblütig — traurig einerseits, sensibel — empfindlich — kühl — stumpf andererseits gekennzeichnet sind. Die pyknischen Zykllothymiker stehen oder schwingen zwischen den Polen der gehobenen Heiterkeit oder schwerblütigen Traurigkeit, zeigen im Tempo ihrer psychischen Abläufe Beweglichkeit bis Behäbigkeit, bieten „reizangemessene, runde, weiche und natürliche“ Bewegungsformen; die leptosomen Schizothymiker dagegen stehen oder verschieben sich zwischen den Polen gefühlsmäßiger Zartheit und reizbarer Überempfindlichkeit einerseits, Kälte und Stumpfheit andererseits, sind sprunghaft im seelischen Tempo, reizinadäquat, verhalten, lahm, steif, eckig und gesperrt in ihrer Motorik.

Auch die zunächst nur so umrissene seelische Seite der beiden Konstitutionstypen erfuhr im Fortgang der an Kretschmer anlehnenen Forschung eine weitere Zergliederung. Es ließen sich danach in experimental-psychologischer Untersuchung typenspezifische Besonderheiten in den elementaren sinnespsychologischen

Abläufen, in der Anschauungs- und Vorstellungstätigkeit, im intellektuellen Geschehen erweisen.

Die praktische Brauchbarkeit des Kretschmer'schen Ansatzes ergibt sich insbesondere auch beim Studium seiner Untertypen aus dem zyklOTHYmen und schizOTHYmen Bereich. Mit den Geschwätzig-Heiteren, den ruhigen Humoristen, den stillen Gemütsmenschen, bequemen Genießern und tatkräftigen Praktikern hier, den Vornehm-Feinsinnigen, den weltfremden Idealisten, kühlen Herrennaturen, Trockenem und Lahmen dort, sind lebenswahre Varianten getroffen, die wir aus der eigenen Erfahrung wiedererkennen.

Nichts hindert, auch unseren Eger, den in seiner Leiblichkeit pyknisch Akzentuierten, den vorwiegend heiter — humorvoll — Gütigen, den bedächtig-wägenden, verständig vermittelnden Organisator mit der natürlichen Lebhaftigkeit seiner Bewegungen unter die zyklOTHYmen Führernaturen aufzunehmen. Aber sofort regt sich das Bedenken, er sei damit zu summarisch, zu oberflächlich erfaßt, obwohl doch Wesentliches in der Beschreibung zu stecken scheint. Wer tiefer blickt, stellt vielleicht dazu noch die Überlegung an, daß in diesem bescheidenen Umriß ebenso wie in den oben stichworthaft aufgezählten Kretschmer'schen Untertypen mehr enthalten sei als nur die eine — freilich eine Art Dominante abgebende — Besonderheit der „Affektivität“, die das eigentliche, den Typus als solchen begründende und prägende Merkmal sein soll. Es regt sich das Bedürfnis nach Erhellung der Persönlichkeit von zahlreichen Seiten her.

Bevor wir darauf als auf unser eigentliches Anliegen näher eingehen, ein paar Bemerkungen zur Typologie im allgemeinen und zur Kretschmer'schen Typenlehre im besonderen. Typologische Erkenntnisweise ist wertvoll und im Gesamtbereich der Charakterologie nicht zu entbehren; so offen die typologische Methode als logisches Problem in vieler Hinsicht noch ist, ihre Fruchtbarkeit steht außer Zweifel. Es verschlägt an sich nichts, wenn dem einen Typenunterschied begründenden begrifflichen Ordnungsprinzip in der Charakterologie im Gegensatz zu starren Gattungs- und Klassenbegriffen eine gewisse „Großzügigkeit“ eignet, welche dem im Typus erfaßten Bereich elastische Grenzen sichert

und dem Umstand Rechnung trägt, daß es reine Typen in der Erfahrungswirklichkeit nur selten gibt.

Auch K r e t s c h m e r muß im Ausbau seines Systems reichlich mit Mischtypen, in seiner Sprache „Konstitutionslegierungen“, arbeiten. Dagegen ist nichts zu sagen. Es ist (J a s p e r s u. a.) Gewichtigeres eingewendet worden: daß die Beziehung von Persönlichkeit zu Psychose wenigstens im Fall der Schizophrenie nicht stimme, nicht stimmen könne, weil mit dieser Prozeßpsychose etwas ganz Anderes, Heterogenes eintrete; daß seine Körperbautypen geschaute Gestalten und als solche mit Maß und Zahl gar nicht erfaßbar seien; daß, wolle man trotzdem einmal die korrelationsstatistische Untersuchung gelten lassen, die ermittelten Korrelationsverhältnisse nicht überzeugend für eine Zuordnung bestimmter Charaktertypen zu bestimmten Körperbauformen sprächen; daß überhaupt eine Ungeklärtheit der Begriffe und Methoden vorliege, über die nun allerdings nicht nur der Reiz der Darstellung hinwegtäusche, sondern der Umstand, daß letzten Endes in einer Art Schau ein großer Zusammenhang gesehen sei etwa im Sinn der „Physiognomik der Gestalt“ von C. G. C a r u s. Damit wäre denn das Problem der methodenfremden und wissenschaftlicher Analyse nicht zugänglichen Intuition als seelenkundlichen Erkenntnismittels herangezogen, die es gibt und die einem unmittelbar und eigentümlich gewiß macht, daß diese oder jene charakterliche Artung dieser oder jener Körpergestalt zukommen müsse, zu ihr g e h ö r e. Dabei sind mit Körpergestalt natürlich nicht die charakterologisch so wichtigen fließend sprechenden und wissenschaftlich zugänglicheren Ausdrucksformen des Seelischen in Mimik und Gestik gemeint, auf die wir aus Zeitgründen nicht eingehen können.

Der erste und unentwegt fruchtbare Ansatz, der sich um systematische Abgrenzung und gegenseitige Durchdringung charakterologischer Grundbestände müht, ist 1910 von Ludwig K l a g e s in seinen „Prinzipien der Charakterologie“ gegeben worden. Sein Lausanner Vortrag von 1947 erweist, daß K l a g e s an den Ergebnissen seiner Grundlagenforschung keine wesentlichen Änderungen vorgenommen hat und vorzunehmen braucht. Es ist auch in den

letzten Jahrzehnten kein Forscher an seinen Feststellungen einfach vorbeigegangen, so wenige sich der Lehre vom „Geist als Widersacher der Seele“ anschlossen; daß diese metaphysische Überzeugung auch nach Klages selbst nicht unabdingbar zur charakterologischen Grundlagenforschung gehört, zeigt der erwähnte Vortrag, der sich von solcher Spekulation ganz freihält.

Wir können hier nur den Umriß des Systems, und diesen nicht einmal voll ausgezeichnet, wiedergeben: Es geht nicht an, von der allgemeinen und experimentellen Elementarpsychologie her, die sich mit Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühlen, Denkvorgängen und dergleichen beschäftigt, über eine Psychologie der individuellen Differenzen eine wissenschaftliche „Seelenkunde“ aufzubauen, die dann nur zu — wirklich vertretenen — grotesken Thesen führen würde, wie etwa der, daß „Anregbarkeit, Ermüdbarkeit und Übungsfähigkeit Grundeigenschaften der Persönlichkeit“ wären. Mehr als Beobachtung, Apparat und Experiment vermittelt die vorwissenschaftlich gewachsene Sprache mit ihren Tausenden von Seelisches betreffenden Bezeichnungen, die sich der definitiven Klärung und dem Vergleich anbieten. — Aus spontanen und reaktiven Äußerungen schließen wir auf bleibende Züge als „Eigenschaften“, welche nicht als abreißbare Teile, sondern als scharf unterscheidbare Seiten des Ganzen anzusehen sind; dieses Ganze ist die nicht nur (wie alles Lebendige) beseelte, sondern dazu noch begeisterte menschliche Persönlichkeit. — Die Eigenschaften ordnen sich zu in sich geschlossenen Eigenschaftsgruppen, nämlich den Eigenschaften des Charakterstoffs (Charaktermaterie), der Charakterartung (Charakterqualität), des Charaktergefüges (der Charakterstruktur) und des Charakteraufbaus (Charaktertektonik). — 1. Zum Charakterstoff gehören alle Fähigkeiten einer Persönlichkeit, wobei vorauszusetzen ist, daß es Fähigkeiten, Gaben, Talente, nicht nur des Verstandes, sondern ebenso des Gefühls und des Willens gibt. Es würden also hierher außer Auffassungsvermögen, Scharfsinn, kombinatorischen Fähigkeiten, Gedächtnis, auch Gefühlsstärke, Feinfühligkeit, Stumpfheit, Willensstärke, Willensschwäche und vieles andere mehr zu rechnen sein. Alle diese Begabungen sind Eigenschaften des Charakterstoffes,

mit dem die Persönlichkeit arbeitet, den sie nützen oder vergeuden kann. Es sind **Mengeneigenschaften**, von denen die eine Persönlichkeit mehr als die andere hat, und deren Bestand sich also im Vergleich sozusagen in einfachen Zahlen ausdrücken läßt. — 2. Wesentlicher sind und den Charakter im engeren Sinn kennzeichnen die **Eigenschaften der Artung oder Qualität**. Es sind das die **Triebfedern oder Interessen**, welche zielbestimmt sind und mithin als **Richtungseigenschaften** ausdrücken, daß diesem Menschen diese, jenem Menschen jene Ziele wünschenswert erscheinen. Damit ist schon angedeutet, daß immer am Grunde der Triebfedern spezifische Gefühlsanlagen stehen, d. h. eine Empfänglichkeit des Gefühls für spezifische Erfüllungen; auf der anderen Seite sind die Triebfedern anlagemäßige Bedingungen gewisser Vorzugsrichtungen des persönlichen Wollens. Beispiele für solche Triebfedern, die bei Klages in einer großartigen Systematik nach solchen der Selbstbehauptung und der Selbsthingebung aufgegliedert werden, sind etwa Gewinnsucht, Herrschdrang, Neid, Mitgefühl, Gutmütigkeit, Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit usw. Es ist klar, daß in einer Persönlichkeit jede Triebfeder mit jeder anderen unmittelbar zusammenhängt, sodaß sich Kongruenzen und Konkurrenzen ergeben; der sogenannte Kampf der Motive ist ein Kampf der Triebfedern. Triebfedern sind, ohne daß es — wie bei den Eigenschaften des Charakterstoffs — des Vergleichs mit einer zweiten Person bedürfte, bei hinreichend sorgfältiger Untersuchung einer Person zu ermitteln. — Triebfedern (Interessen) sind von Trieben scharf abzugrenzen. **Triebe** sind Ursachen vitaler Bewegungen, sind „gefühlte Mangel leiden, welche die Eigentümlichkeit haben, aus sich selbst Bewegungen zu entwickeln, die in der Behebung des Mangels ihr Ende finden“; Triebfedern aber sind Willensursachen, anlagemäßige Bedingung der Richtung eines Zwecke setzenden Willens. Der Mensch hat auch Triebe, und zwar viel mehr, als man früher wahrhaben wollte, aber nur der Mensch (nicht das Tier) hat Triebfedern oder Interessen, denn nur er verfügt über das Ich oder Selbst, welches vorhin in Selbstbehauptung und Selbsthingebung schon anklang, und damit über die Fähigkeit des Wollens. Im Menschen sind die

Triebe den Triebfedern so untergeordnet, daß sie sich zumeist erst mit deren Hilfe verwirklichen können. Das hindert nicht, daß bei einem Teil der Triebfedern die animalische Schicht der Triebe zugrundeliegt; hier Zusammenhänge aufzudecken, ist Absicht analytischer Tiefenpsychologie, welche uns in diesem Zusammenhang nicht interessieren kann und darf, zumal sie in mindestens vier verschiedenen Lehrmeinungen divergiert. — 3. Zu den Eigenschaften des Charaktergefüges (Charakterstruktur) gehören Eigenschaften wie temperamentvoll — temperamentlos, beweglich — unbeweglich, anregbar — unanregbar, Eigenschaften wie lebhaft, regsam, feurig, eifertig — ruhig, gelassen, schwerfällig usw. Diese Eigenschaften kennzeichnen das Tempo, den Ablauf der Innenvorgänge. Ein Teil von ihnen läßt sich zwischen den aus der alten Temperamentenlehre stammenden polaren Gegensatz sanguinisch — phlegmatisch einordnen. Darüber hinaus gehören bei Klages zum Charaktergefüge aber auch noch die persönliche Gefühlserregbarkeit, die persönliche Willenserregbarkeit und die persönliche Äußerungsleichtigkeit. Alle diese Struktureigenschaften können sinnbildlich als von der „Dichte der Seelensubstanz“ bestimmt und als Verhältnisseigenschaften durch einen Quotienten aus Größe des Antriebs und Größe des Widerstandes ausdrückbar gedacht werden; damit wäre der Doppeldeutigkeit der Struktureigenschaften Rechnung getragen, daß beispielsweise jemand lebhaft sein kann sowohl aus Stärke der Antriebskräfte als auch aus Schwäche der seelischen Widerstände. — 4. Aus der Verteilung der bisher besprochenen Begabungen, Ablaufeigenschaften und Triebfedern, aus der Rangordnung, dem Mit- und Gegeneinander eben dieser Triebfedern in einem einzelnen Charakter, aus Konsonanz und Dissonanz von Stammgruppen und Triebfedern ergibt sich die Fülle der Kombinationen, die wir mit den Kategorien der Harmonie, Disharmonie, Einheitlichkeit, Zwiespältigkeit letztlich ordnen. Zu diesen Eigenschaften des Charakteraufbaus oder der Charaktertektomatik gehören auch Begriffe wie Ausgeprägtheit, Reife eines Charakters. — Wir fügen an, daß Klages von den so weit geordneten charakterologischen Wesensbegriffen die Verhaltens-, Betragens-, Benehmenseigenschaften

scharf trennt, die nicht unmittelbar Charaktereigenschaften meinen, sondern eben ein Verhalten mit unbestimmten charakterlichen Hintergründen. Es sind das die Bezeichnungen, mit denen wir im täglichen Leben in Führungszeugnissen, auch in Grabreden und Nachrufen so gern operieren, hinter denen sich aber erst die charakterologische Problematik auftut. Ehrlichkeit etwa gehört zu den „Eigenschaften, die keine sind“ (Klages). Denn der Ehrlichkeit kann ebenso gut die Furcht vor den Folgen der Unehrlichkeit, wie der Wunsch, einen guten Eindruck zu machen, wie ein mit der Selbstschätzung zusammenhängendes Ehrgefühl, wie ein Mangel an Eigennutz zugrundeliegen. Oder was besagt schon „Liebenswürdigkeit“? Sie kann gewiß echter Menschenliebe entspringen, ebenso wohl aber auch nur berechnetes Mittel im Dienst eigennütziger Ziele sein. Aus dem Verhalten zum Wesen vorzustoßen, ist Aufgabe wissenschaftlicher Charakterkunde.

Dieser Bericht sollte, so kurz er gehalten sein mußte, wenigstens eine Ahnung vom geordneten Reichtum der Tatbestände, ihren Koppelungen und Verzahnungen — diese mechanischen Bilder sagen aber viel zu wenig gegenüber dem integrativen seelischen Zusammenhang — innerhalb des Charakteraufbaus vermitteln. Vollends versagt unser mechanisches Gleichnis an den Triebfedern, wo „die Tatsachen des Gefühlslebens und die dynamischen Antriebserlebnisse, die in . . . den Strebungen lebendig sind, verschieden abhebbare Seiten der Wirkungseinheit eines Grundes darstellen“ (Lersch). Man kann an den Strebungen die Gefühls-, an den Gefühlen die Strebungsseite akzentuieren. Das alles darf niemals außer acht gelassen werden, wenn wir uns abschließend den Schichttheorien des Charakters, zumal ihrer reichsten und reifsten Ausprägung durch Ph. Lersch zuwenden.

Mein Vorgänger auf dem Gießener Lehrstuhl, H. F. Hoffmann, entwickelte 1935 erstmalig eine Schichttheorie, wesentlich auch für die Erfassung psychopathischer, also abartiger Charaktere. Er schied die tiefste Schicht der vitalen Triebe mit ihrem Ziel der Befriedigung elementarer Lebensbedürfnisse von der darüberliegenden Schicht der strebenden Gefühle und beide von der höchsten Schicht des Geistes, „der ohne die tieferen Schichten

nicht sein kann, gleichzeitig aber ihre Wirksamkeit beaufsichtigt und ihre Mängel ausgleicht, sodaß er gleicherweise an sie gebunden und ihnen gegenüber doch relativ frei ist. Es ist die Schicht des bewußten Wollens, des rationalen Denkens, der Selbstbeherrschung und der bewußten Pflichterfüllung“.

Klages kann einen Schichtaufbau wenigstens in dieser Weise nicht anerkennen; wie Lersch richtig ausführt, widerspricht ja das Prinzip der Fundierung im Sinne des Tragens und Aufruhs der Schichten der metaphysischen Grundüberzeugung von Klages, daß der Geist (und mit ihm der Wille) als Zerstörer in die volle selbstgenügsame Lebendigkeit der Seele eingreife.

Wir übergehen aus Zeitgründen den stark biologisch orientierten Schichtenversuch von E. Rothacker mit seiner Unterscheidung von Tiefenperson oder Es-Schicht und Personenschicht mit Ichfunktion und versuchen vielmehr, uns nach den Anschauungen und mit den Unterscheidungsmitteln der Lersch'schen Schichttheorie der Persönlichkeit Egers zu nahen.

Vom integrativen Zusammenhang in der Einheit der Person, davon also, daß alle „Eigenschaften“ des Charakters sich gegenseitig bestimmen und durchwirken, war ausdrücklich mehrfach die Rede. In diesem integrativen Zusammenhang stehen — und damit führen wir schon die Lersch'sche Gliederung ein — selbstverständlich nicht nur das Lebensgefühl, das Selbstgefühl, die „gerichteten Gefühle“ und Strebungen als Unterscheidbarkeiten innerhalb der Schicht des „endothymen Grundes“, sondern dieser selbst auch wieder mit dem „personellen Oberbau“, in dem der Wille und das Denken mit ihren daran wieder abhebbaren Einzelbestimmungen lebendig sind. Eine Unabhängigkeit der beiden genannten Schichten voneinander gibt es nicht.

Der integrative Zusammenhang bedingt u. a., daß Einzeleigenschaften innerhalb eines Charakters im Verhältnis einer inneren Verwandtschaft oder einer gegenseitigen Fremdheit bis Widersprüchlichkeit oder auch einer relativen Neutralität zueinander stehen. Solche Überlegungen haben nicht nur innerhalb der Triebfedern Geltung, sondern Beziehungen zur Tektonik des ganzen Charakter im Klages'schen Sinn und führen somit zum Ver-

ständnis von Harmonie oder auch gegensätzlichen Spannungen in einem Charakter. Innere (Wesens-) Verwandtschaft, „Affinität“ („Diffugität“ bedeutet die Wesensgegensätzlichkeit von Eigenschaften) erlaubt nach L e r s c h aber auch die Anwendung des „forschungstechnisch so wichtigen Prinzips der Absteckung des charakterologischen Umfeldes einer eindeutig ermittelten Eigenschaft“. Es ist eben mit einer Wesenseigenschaft in einem Charakter ein Kreis von dazu stimmenden, verwandten Eigenschaften als möglich oder wahrscheinlich gesetzt, der zum Teil oder im Gesamt als wirklich vorhanden nachzuweisen oder abzulehnen ist.

Aber es gilt nicht nur, affine und diffuge Eigenschaften in einem Charakter zu ermitteln, sondern darüber hinaus auch „das ordnende Prinzip, welches den Einzelzügen ihren Stellenwert... nach Über- und Unterordnung... in der Einheit eines bestimmten Charakters verleiht“. Es geht damit um die Struktur, das Gefüge in einem ganz anderen und schlichteren Sinn als bei K l a g e s .

Wir wollen abschließend — und bedienen uns dabei vorwiegend der ebenso prägnanten wie farbigen Formulierungen von L e r s c h , ohne das im einzelnen immer kenntlich zu machen — von der Persönlichkeit Otto Egers sprechen.

Da ist die Tiefe des endothymenten Grundes; ihm entwachsen die Gehalte und Vollzüge, welche zum Teil noch leibliche Tönung haben. Sie werden nicht als vom Ich produziert, sondern als dem Ich gegeben erlebt. Gegeben einmal in den Formen des „Zumuteseins“, in Lebens- und Selbstgefühl beim Herantreten an die Welt; gegeben zum zweiten als „Angemutetwerden“ von den Werten der Welt in den „gerichteten Gefühlen“; gegeben schließlich, und nunmehr in Richtung nicht auf gelebte Gegenwart, sondern auf die Zukunft, in Trieben und Strebungen (Triebfedern im Sinne von K l a g e s).

Von Eger strahlt ganz vordringlich die Lebensgrundstimmung der Heiterkeit als jener Form des Zumuteseins aus, die sich von aller lärmenden und oberflächlichen Lustigkeit unterscheidet. Ihn durchtönte ganz die Melodie der stillen verschwiegenen Heiterkeit, mit welcher wesenhaft gegeben sind innere Helligkeit, Leichtigkeit und Auftrieb, gelassenes Aufgehen in der Gegen-

wart ohne Aufgewühltheit durch Drohungen der Zukunft; diese wurden von ihm nur ruhig bedacht, immer aber — wie oft wurde uns das gegenüber dem wechselvollen Schicksal der Ludoviciana deutlich — in optimistischer Einstellung.

Mit der wirklichen Heiterkeit sind bei ihrer hohen integrativen Kraft eine Reihe von affinen Eigenschaften im charakterologischen Umfeld gesetzt. Wir finden sie herrlich ausgeprägt bei Eger. Da ist (und wir stoßen damit auf die zweite Form des Zumuteseins, in welcher das Dasein nicht nur wie in der Lebensgrundstimmung bloß „als Sachverhalt der Lebendigkeit, sondern als individuelles Selbst in Abgehobenheit und in Gegenstellung zur Um- und Mitwelt gegeben ist“) das Selbstgefühl, welches wir in ein Eigenmachtgefühl und ein Selbstwertgefühl gliedern können. Eger besaß ein ausgesprochen sthenisches Eigenmachtgefühl, das heißt, er fühlte sich allen Widerständen der Umwelt letztlich gewachsen, war voller Selbstvertrauen, unbefangen, selbstsicher, aktiv und unternehmungsfreudig. Tauchten Schwierigkeiten auf, so wurde er nicht nervös und aufgeregt; er protestierte vielmehr mit gemäßigtem Unwillen. Sein Eigenmachtgefühl kam aus endothymen Vitalkraft, wurde aber bestärkt auch vom Bewußtsein seiner Intelligenz, seines Wissens, seiner Erfahrung und seiner praktischen Gewandtheit.

Er fühlte sich aber auch, und damit kommen wir zum Selbstwertgefühl, „als Träger eines Wertes und einer Würde“. Nicht daß sein Selbstwertgefühl sich in einem Geltungsbewußtsein vor der Mitwelt erschöpft hätte. Selbstverständlich hatte er vom Geltungsbewußtsein aus auch seine berechtigten Ansprüche auf Anerkennung und Beifall; aber dieses natürliche Geltungsbedürfnis war nicht zur Geltungssucht ausgeartet. Es trat bei ihm nur zu einem letztlich entscheidenden Eigenwertgefühl hinzu, welches seine Wertüberzeugung aus der Prüfung vor dem Gewissen (oder, weil er ein homo religiosus war, vor dem Antlitz Gottes) bezog.

Schauen wir weiter auf die gerichteten Gefühle als Formen des Angemutetwerdens, des eindrucksvoll Ergriffenwerdens von den Werten der Welt, so finden wir bei Eger jene schon mit der Heiterkeit gesetzte bejahende Aufgeschlossenheit zur Um-

und Mitwelt in zahlreichen speziellen Ausgliederungen. Er hatte die Fähigkeit, sich ganz unbefangen über etwas freuen, die Dinge genießen zu können. Er besaß (wir sprachen schon von seinem Optimismus) die Fähigkeit des „Hoffens auf die Zukunft als Feld der Verwirklichung von Werten“. (Schöner kann der integrative Zusammenhang der Begabung zur Hoffnung mit Lebens- und Selbstgefühl nicht ausgedrückt werden als mit den Worten von Lersch: „Die Hoffnung ist für den Menschen des ungebrochenen Lebens- und Selbstgefühls gleichsam der Atem seines Daseins“).

Eger war, und hier betreten wir die Sphäre der mitmenschlich gerichteten Gefühle, des Gemüts, voller Güte, Herzlichkeit, Teilnahmebereitschaft, menschlicher Wärme, Rücksicht, Zartgefühl; im Mitgefühl, also in Mitfreude und Mitleid, nahm er ohne den Einschlag des Gönnerhaften (welches ja Selbstbespiegelung enthält) an dem Anderen im eigentlichen Wortverstand Teil, wobei sich denn (wir denken wieder an den Zusammenhang von Gefühl und Strebung in den Triebfedern) sofort auch Impulse zur tätigen Hilfe bei ihm einstellten. Er ließ sich dabei vom Mitgefühl nicht überrennen. Sein Humor, diese der Heiterkeit eng verschwisterte Einstellung, mußte ja schon den Blick wie für eigene, so auch für fremde Unzulänglichkeiten enthalten, die dann eben in humoristischer Versöhnlichkeit „trotzdem“ das befreiende nachsichtige Lachen auslösen. Aber es ist schon so, wie ich an Egers Grab im Hinblick auf seine unvergänglichen Leistungen für das Gießener Studentenwerk sagte: „Was er in der studentischen Notzeit nach dem ersten Weltkrieg tat, hat er nicht aus einem rationalen Bedürfnis nach äußerer Ordnung, wie es seiner Fakultät nahe liegen mag, getan, sondern weil er voll war der Agape, der menschlichen ethischen Liebe, die für den Anderen in Hingabe und Treue lebt“.

Wir übergehen die von Lersch weiter angeführten gerichteten „ethischen Gefühle“ des Pflichtgefühls und Gerechtigkeitsgefühls, von denen vielleicht unmittelbarer einleuchtet, daß sie im endothymen Grund verwurzelt sind als von den „noetischen Gefühlen“, in welchen die Gegenstände in ihrer Er-

kennbarkeit und Denkbarkeit nicht etwa nur erkannt und gedacht, sondern mit den Gefühlen des Staunens, der Bewunderung, des Zweifels, der Überzeugung erlebt werden. Es wird für mich unvergeßlich bleiben, mit welcher begeisterten Hingerissenheit Eger wissenschaftliche Vorträge aus anderen Fachgebieten entgegennehmen konnte. Hier war wirklich nicht bloße Verstandeseinsicht, sondern das „unmittelbare Ergriffensein von Sinnwerten“ wirksam, welches Lersch mit dem Begriff der „noetischen Gefühle“ kennzeichnen will.

Wir haben den Zusammenhang zwischen den gerichteten Gefühlen und den Strebungen immer wieder betont. Daß sich, um die Dinge von der Strebungsseite her aufzugliedern, bei Eger stärkste soziale Strebungen aus den mitmenschlichen Gefühlen ergaben, daß Erkenntnisstreben und Wissensdrang als „transitive Strebungen“ den noetischen Gefühlen entspringen müssen, ist ebenso selbstverständlich wie, daß adäquate endothyme Strebungen auch dem Selbstgefühl und seinen besonderen Formen (Machtstreben, Geltungsstreben, Eigenwertstreben) zugeordnet sein müssen. Ein Wort nur zu den Egoismen, und das, um die Persönlichkeit Egers nicht in das Schemenhafte einer blassen „Idealfigur“ verschwimmen zu lassen. Verhindert ist das ja schon einigermaßen durch seine mit der Heiterkeit gegebene Weltoffenheit, seinen Humor und die Fähigkeit des behaglichen Genießens. Aber es sei ausdrücklich gesagt: Jeder Mensch hat sein Maß egoistischen Strebens, gerichtet auf die Verwirklichung der persönlichen Werte des Nützlichen und des Zutraglichen. Ich sehe Eger sicher richtig, wenn ich ihm den gesunden Egoismus zubillige, welcher die Mittelstellung zwischen Selbstsucht und Selbstlosigkeit einhält.

Betrachten wir schließlich den auf dem endothymen Grund sich aufschichtenden „personellen Oberbau“ mit den Funktionen des Wollens und Denkens, so fallen uns bei Eger in der Willenstätigkeit, welche „die endothyme Dynamik... selbtherrlich und selbstbestimmend... kontrolliert“, Entschlußfähigkeit, Selbständigkeit der Zielsetzung und jene besondere Form des „spannungskräftigen Stils“ der Willenskraft auf, der den Wil-

len auf längere Sicht und mit der Fähigkeit zur Geduld zum Einsatz zu bringen vermag.

Wie es aber mit der noetischen Seite des personellen Oberbaus, dem Denken, bei ihm stand, so ist dazu angesichts der wissenschaftstheoretischen und der lebenspraktischen Leistung kaum etwas zu sagen.

Uns will scheinen, daß Eger zu jenen innerhalb des endo-thymen Grundes und im Verhältnis von Grund und Oberbau selten ausgewogenen Charakteren gehörte, die sich nicht einfach als Verstandes- oder Gefühls- oder Willensmenschen kennzeichnen lassen. Seine Gesamtpersönlichkeit stand mit ihrer Harmonie sichtbar in der Gnade der Götter.

Literatur:

- Bollnow, O. F., Die Ehrfurcht, 1947, Verlag V. Klostermann-Ffm.
Bumke, Gedanken über die Seele, 1941, Springer-Verlag Berlin.
Hoffmann, H. F., Die Schichttheorie, 1935, Enke-Verlag Stuttgart.
Jaspers, K., Allgemeine Psychopathologie, 1948, Springer-Verlag Berlin.
Klages, L., Die Grundlagen der Charakterkunde, 1926, Verlag Joh. Ambr. Barth-Leipzig.
— Stammbegriff der Charakterkunde, Universitas, 2. Jahrg., H. 11.
Kretschmer, E., Körperbau und Charakter, 1939, Springer-Verlag Berlin.
— Med. Psychologie 1947, Gg. Thieme-Verlag Leipzig.
Lersch, Ph., Aufbau des Charakters, 1948, Verlag Joh. Ambr. Barth-Leipzig
Rothacker, E., Die Schichten der Persönlichkeit, 1947, Verlag Joh. Ambr. Barth-Leipzig.

Das Rätsel der Steinkreuze.

Mit vier Tafeln (Taf. I—IV).

Von Karl Frölich.

„Es steht ein Kreuz am Wege, ein alter grauer Stein,
es grub in ihn der Steinmetz ein Kreuz und Beil hinein,
als Untatsangedenken er dort am Wege steht,
so meldet Bauernkunde, die von dem Steine geht.
Keiner wurde vergessen, jedem ward sein Teil:
ein Kreuz bekam der eine, der andere das Beil.

Hermann Löns

Einsam, finster und stumm erheben sich oft am Wegrand verwiterte Steinkreuze. Sie sind über ganz Nord- und Mitteleuropa bis tief in den Südosten unseres Erdteils verstreut. Scheu zieht der Wanderer an ihnen vorüber, denn Sagen von düsterem Geschehen, von Tod und Blutschuld haften häufig an ihnen. Bis jetzt ist es nicht gelungen, die Rätsel, die sie aufgeben, restlos zu lösen. Aber manche Aufschlüsse sind es doch, die wir der neueren Forschung über sie verdanken. Darüber soll im folgenden berichtet werden.¹⁾

Kreuze dieser Art finden sich an allen möglichen Stellen: am Straßenrande, namentlich an Wegscheiden und Kreuzwegen, für sich im Felde aufragend oder tief im Walde versteckt, in Dörfern, vor allem auf dem Dorfplatz, freistehend oder eingemauert in die Kirchenwand oder die Kirchhofsmauer usw. Nicht immer haben sie noch den gleichen Platz inne, an dem sie einst errichtet sind, oft hat man sie, so, wenn sie für die Feldbestellung oder ein Bauvorhaben hinderlich waren, später an einen andern Ort verpflanzt. Viele der früher bezeugten Steinkreuze sind heute verschwunden und nur im Gedächtnis des Volkes, in urkundlichen Aufzeichnungen

oder in den Flurnamen der Umgebung hat sich die Erinnerung an sie behauptet.²⁾ In der Regel treten sie einzeln auf, doch kommen sie auch gruppenweise vor, zwei, drei oder noch mehr Kreuze nebeneinander, die sogenannten Steinkreuznester. Gelegentlich sind in dieser Weise bis zu einem Dutzend Kreuze und darüber vereinigt.

Die Form der Kreuze ist sehr verschieden und wechselt nach den Landschaften.³⁾ In der Regel sind es einfache, ja plumpe niedrige Kreuze in der Art des lateinischen Kreuzes mit gleichen oder ungleichen Schenkeln, wie es bei dem Steinkreuz von Stockhausen bei Lauterbach (Abb. 1) oder dem in Salzschlirf (Abb. 2) der Fall ist. Auch stattlichere Ausgestaltungen kommen vor, wie die Kreuze bei Kempten unweit Bingen (Abb. 3) und von Nieder Klein bei Kirchhain zeigen. Nicht selten begegnen jedoch Kreuze von abweichender Form, z. B. in Gestalt eines liegenden Kreuzes, des sogen. Andreaskreuzes oder des Eiserner Kreuzes. Höhere Kreuze sind namentlich auf niederdeutschem Boden verbreitet, wo sie den Übergang zu den nordischen Bautasteinen vermitteln.⁴⁾ Dort stoßen wir in stärkerem Umfang auch auf Scheiben- oder Radkreuze, wie sie etwa in Elze (Hann.), in Hemmendorf, Kr. Hameln (Abb. 6), ausgehauen aus einer Felswand in Reinhausen bei Göttingen (Abb. 9) überliefert, wie sie aber auch anderwärts, z. B. in Treffurt a. d. Werra (Abb. 4), bezeugt sind. Besondere Beachtung verdient das schöne Radkreuz von Varmissen bei Dransfeld, neben dem ein kleineres Steinkreuz halb im Boden versunken ist (Abb. 11).

Ebenso fehlt es nicht an sogen. Kreuzsteinen, d. h. flachen, hochkant gestellten Steinplatten, die ein eingemeißeltes Kreuz aufweisen, wie unweit Hermannrode, Kr. Witzenhausen (Abb. 7), und in der Umgebung von Einbeck⁵⁾ sowie weiter nach Norden zu. Ganz vereinzelt sind selbst heute noch Holzkreuze erhalten, die immer wieder erneuert werden.

Die meisten der vorhandenen Steinkreuze entbehren einer Inschrift, da über den Zweck ihrer Errichtung im allgemeinen Klarheit bestand. Wir treffen jedoch ebenfalls Kreuze an, die einzelne Buchstaben, Namen, Daten oder auch ausführlichere Inschriften

tragen, die über Zeit und Anlaß der Errichtung Kunde geben. Solche Kreuze stehen z. B. bei Niedermörlen in der Nähe von Bad Nauheim (Abb. 5)⁶⁾ und unweit von Hann. Münden im Steinbachtal.⁷⁾ Zuweilen sind auf ihnen Christus- und Heiligenfiguren mit der knieenden Gestalt des Erschlagenen wiedergegeben, wie in Salzhemmendorf, Kr. Hameln, oder am Ostausgange von Unterhimbach, Kr. Fulda (Abb. 8)⁸⁾, hier und da sogar Darstellungen der Mordszene oder des zum Tode führenden Vorgangs.⁹⁾ Häufig zeigen die Kreuze Ritzzeichnungen, die als Schwerter oder Beile, als Pflugscharen, Scheren und sonstiges Handwerksgerät anzusprechen sind. Schwert und Beil können als Mordwaffe oder, wie Löns es tut, als Richtwerkzeug oder endlich als ein Abzeichen des Berufs des Toten aufgefaßt werden. In der überwiegenden Zahl der Fälle dürfte der letztgedachte Gesichtspunkt zutreffen. Dafür läßt sich die Tatsache geltend machen, daß mehrfach Wappen, Schild und Helm des Erschlagenen an dem Kreuz angebracht sind, wie es bei dem bekannten Steinkreuz von Hirschhorn am rechten Neckarufer zu beobachten ist.¹⁰⁾

Üppig umrankt diese Kreuze die Volkssage. Es tun das schon die Namen dar, die ihnen der Volksmund beilegt. Bald bringt man sie in Verbindung mit Kriegen und spricht von Hussiten-, Franzosen- und Schwedenkreuzen. Bald sollen sie als Pestkreuze die Stellen bezeichnen, wo in Pestzeiten die Seuche halt gemacht hat. Wieder andere sollen das Gedächtnis an die christliche Mission wahren, wie es bei den zahlreichen „Bonifazius- und Cyrilluskreuzen der Fall ist. Überwiegend werden sie als Mord- und Sühnekreuze betrachtet.¹¹⁾ Aber auch in sonstiger Weise, etwa als Grenz-, Markt-, Friedens-, Asylkreuze und noch anders werden sie gedeutet.

Was trifft hiervon zu und in welcher Richtung ist die Erklärung zu suchen?

Die Mehrzahl der Kreuze hält zweifellos die Erinnerung an Vorgänge fest, bei denen ein Mensch ein gewaltsames Ende gefunden hat.¹²⁾ Sie lassen eine Verknüpfung erkennen mit dem Totenglauben und Totenkult unserer Vorfahren. Ihr Ursprung ist verwurzelt in der Vorstellung von dem körperlichen Fortleben des Menschen nach seinem Tode und der Angst vor seiner Wieder-

kehr, um die Überlebenden zu verfolgen und zu quälen. Um dies zu hindern, galt es, einen Platz zu schaffen, an dem die Seele des Verstorbenen ausruhen konnte und an dem die Hinterbliebenen den Pflichten des Totenopfers nachzukommen vermochten. Deshalb errichteten die Angehörigen des Toten am Orte des Todes oder noch häufiger an Wegen, namentlich an Kreuzwegen und Weggabelungen, die als bevorzugte Aufenthaltsorte der Geister betrachtet wurden, Male.¹³⁾ Meist wird es sich dabei zunächst um einfache Steine oder dort, wo es an Steinen mangelte, um Holzpfähle gehandelt haben. Möglicherweise sind auch schon zu heidnischer Zeit Stein- oder Holzkreuze gewählt worden, doch ist volle Klarheit hierüber nicht zu erzielen.

Mit dem Aufkommen des Christentums dringt jedenfalls die Kreuzform durch und es ändert sich gleichzeitig der Sinn, der der Aufstellung der Male unterlegt wurde. Ein Kreuz aus Stein oder Holz wurde errichtet, um die Vorübergehenden aufzufordern, ein stilles Gebet für die Seele des Toten zu sprechen und ihm dadurch Ruhe und Frieden im Jenseits zu verschaffen. Doch auch jetzt noch wirken die Anschauungen der Vergangenheit nach. Die Kreuze werden mit Vorliebe weiter am Wegrande und an Kreuzwegen gesetzt und abergläubische Vorstellungen mannigfaltiger Art bleiben mit ihnen verbunden.

Seit etwa der Mitte des 13. Jahrhunderts treten die meisten dieser Kreuze als sogenannte Sühnekreuze auf. Zwischen dem Mörder oder Totschläger und der Sippe des Erschlagenen wird, von der Kirche begünstigt, ein Sühnevertrag zur Abwendung von Fehde und Blutrache geschlossen.¹⁴⁾ In ihm verpflichtet sich der Täter zu Leistungen, die die Hinterbliebenen wegen der durch den Wegfall des Ernährers erlittenen Nachteile durch Zahlung einer Geldsumme oder in ähnlicher Weise entschädigen, die vor allem aber auch dem Seelenheil des Toten zu Gute kommen sollten. Dazu gehört die Ausrichtung von Vigilien und Seelenmessen, die Übernahme von Pilgerfahrten, die Errichtung von Stiftungen, die Erbauung von Kapellen und schließlich die Setzung von Stein- oder Holzkreuzen in der herkömmlichen Form. Die Bedeutung der Kreuze ist dabei die gleiche, wie die der schon früher üblichen

Totenkreuze, die überhaupt in Fällen gewaltsamen Todes von den Angehörigen des Verstorbenen erstellt wurden. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Verpflichtung zur Errichtung des Kreuzes vertraglich auf den Täter abgewälzt wurde.

Der Brauch, Steinkreuze auf Grund eines Sühnevertrages zu setzen, starb seit dem 16. Jahrhundert wieder ab unter dem Einfluß der Peinlichen oder Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. vom Jahre 1532, der *Constitutio Criminalis Carolina*, und unter der Einwirkung der geänderten religiösen Auffassungen. Die Carolina verhalf der Strafverfolgung von Amtswegen zum Siege, die bis dahin gegebene Möglichkeit, daß der Mörder durch eine gütliche Einigung mit den Verwandten des Getöteten der peinlichen Strafe entging, entfiel. Es schwindet in den evangelisch gewordenen Gebieten der Glaube an die Bedeutung von Gebet und guten Werken für das Seelenheil der Toten. Aber auch die katholische Kirche wendet sich jetzt zu Gunsten des Gedankens eines öffentlichen Strafrechts gegen den Abschluß von Sühneverträgen und die Errichtung von Steinkreuzen zu dem Zweck, den Täter der Bestrafung zu entziehen. Trotzdem bleiben im Volke die dem Brauch der Kreuzsetzung zu Grunde liegenden Anschauungen weiter lebendig. Noch im 17. Jahrhundert werden Sühneverträge verlautbart, die zur Aufstellung von Steinkreuzen führen, ohne allerdings die Strafverfolgung auszuschließen. Und auch in der Folge und zum Teil bis zur Gegenwart bleibt es üblich, Steinkreuze als Erinnerungsmale für eines plötzlichen Todes Verstorbenen zu stiften, mit denen sich in katholischen Gegenden bis heute der Gedanke der Fürbitte für den Toten verbindet. Jetzt sind es wieder die Angehörigen oder auch Freunde des Verstorbenen, die die Kreuze setzen, die nunmehr vielfach in ihrer äußeren Form den Grabkreuzen angenähert erscheinen oder sich als sogenannte Marterl darstellen. Auf diesem Hintergrund sind m. E. in der Überzahl der Fälle die Tatbestände zu erklären, die uns bei den überlieferten Steinkreuzen entgegentreten.

Was die schon erwähnten *Steinkreuznester* anbelangt, in denen eine Reihe von Kreuzen an demselben Platz begegnet, so verknüpfen sich mit ihnen meist die Sagen, die darüber berichten,

daß sich am Orte der Setzung der Kreuze mehrere Mädchen oder Burschen wechselseitig den Tod gegeben haben. Nun ist gewiß mit Fällen zu rechnen, in denen die Aufstellung einer Vielzahl von Kreuzen darauf hindeutet, daß hier mehrere Personen zugleich umgekommen sind. In der Regel werden die Dinge aber wohl so liegen, daß die in einem Steinkreuznest vereinigten Kreuze nachträglich von ihren ursprünglichen Standorten, wo sie als störend empfunden wurden, entfernt und auf einen Platz zusammengetragen, öfters auch in Kirchhofs- oder Kirchenmauern eingelassen sind.¹⁵⁾

Neben den Sühne- und sonstigen Toten-(Unglücks-)kreuzen sind aber auch noch mehrere andere Gruppen von Steinkreuzen zu beachten, die jenen in der äußeren Form völlig oder nahezu gleichen und sich auch zeitlich mit ihnen überschneiden, die jedoch eine abweichende Zweckbestimmung hatten. Als solche Kreuze kommen Grenz- und Gerichtskreuze, Markt- und Marktfriedenskreuze, kirchliche Kreuze verschiedener Art, gelegentlich auch Kreuze mit gemischten Aufgaben in Betracht, ohne daß damit die Zahl der überhaupt gegebenen Möglichkeiten erschöpft wäre.

Ich wende mich zuerst den Grenzkreuzen zu, in denen eine frühere Anschauung sogar den Hauptteil der überlieferten Steinkreuze erblickte. Diese Meinung hat sich als nicht haltbar erwiesen. Zwar spielen zuweilen Steinkreuze, die als Sühnekreuze errichtet sind, im Grenzrecht und Grenzbrauch eine Rolle, insofern sie in der Nähe von Grenzen auftreten und nachträglich zu Grenzkreuzen gestempelt sind. Auch werden Steinkreuze ebenfalls von vornherein zur Festlegung von Grenzen verwendet sein, vor allem dann, wenn es sich um die Grenzen eines kirchlichen Bezirks oder einer kirchlichen Berechtigung drehte. Als Beleg kann angesehen werden das in Weisenau bei Mainz genau auf der Gemarkungsgrenze stehende Steinkreuz, das das Mainzer Wappen trägt und die Grenze des Mainzer Burgbannes kennzeichnet.¹⁶⁾ An Grenzzeichen wird in erster Linie zu denken sein, wo einfache Steinkreuze in Findlingsblöcke oder sonstige natürliche Ablagerungen eingemeißelt sind. Doch ist hier die Trennungslinie gegenüber den in der glei-

chen Aufmachung erscheinenden Sühnekreuzen nicht immer leicht zu ziehen und insgesamt bleibt die Zahl der Grenzkreuze, die als solche sicher nachzuweisen sind¹⁷⁾, sehr erheblich hinter der Zahl der Sühnekreuze zurück.

Öfters wird die Ansicht verfochten, daß ein größerer Teil der überlieferten Kreuze Gerichtswahrzeichen gewesen seien, da, insbesondere auf niederdeutschem Boden, mehrfach Steinkreuze auf ehemaligen Landgerichts- und Godingsstätten festgestellt sind¹⁸⁾. Aber abgesehen davon, daß wahrscheinlich ebenfalls die auf Gerichtsplätzen oder in deren Nähe bezeugten Kreuze manchmal erst nachträglich an ihren jetzigen Standort verbracht sind, ist es kaum angängig, die Fülle der überhaupt vorhandenen Steinkreuze in dem Umfang, wie es diese Auffassung voraussetzen würde, als Gerichtskreuze anzusprechen. Näher liegt schon die Annahme, daß Steinkreuze in Verbindung mit Richtplätzen auftreten, sei es, daß solche Steinkreuze auf der Richtstätte selbst oder daß sie doch auf dem Wege zu ihr gesetzt worden sind. Da die hingerichteten Verbrecher in der Regel unter dem Galgen verscharrt wurden, hält sich die Errichtung eines Steinkreuzes an diesem Orte im Rahmen der vorstehend umschriebenen Entwicklung. Bei den Kreuzen auf dem Wege zum Richtplatz könnte dagegen an eine sogenannte Armesünderbetstelle gedacht werden, bei der dem Verbrecher auf seinem letzten Gange nochmals Gelegenheit zum Beten oder Beichten gegeben wurde.

Bei Städten stoßen wir nicht selten auf die Erscheinung, daß zur Kennzeichnung des städtischen Friedensbezirkes Wiederholungen des auf dem Markte aufgestellten eigentlichen Markt- oder Stadtkreuzes an den Grenzen der Stadtflur wiederkehren, wie es etwa in Leipzig, in Coesfeld oder in Echternach nachweisbar ist. Bei den Marktkreuzen selbst wird es sich in der Regel um Hochkreuze gehandelt haben, die sich abheben von den meist niedrigeren und abweichend ausgestalteten Formen, mit denen wir es bei den Sühnekreuzen gewöhnlich zu tun haben. Dagegen sind es bescheidenere Steinkreuze oder Kreuzsteine, die bei der Umgrenzung von Stadtgemarkungen überwiegen. Ein solcher Stein in Kreuzsteinform wird im Altertumsmuseum in Freiburg i. B. aufbewahrt.

Es dreht sich dabei um eins der „Kreuze“, die nach einer Urkunde des Grafen Egon von Freiburg vom 30. 3. 1368 errichtet wurden, um den Umfang der städtischen Gerichtsbarkeit festzulegen, sodaß hier die Bezeichnung „Kreuz“ für Kreuzstein gebraucht worden ist.

In einer Reihe von Fällen ist mit Kreuzen mit kirchlicher, auf das Rechtsleben übergreifender Zweckbestimmung zu rechnen.

Nach einer Vorschrift des Tridentiner Konzils war beim Abgange eines kirchlichen Gebäudes ein Kreuz an dem Platze des Altars zu setzen, wodurch zuweilen noch heute die Stätte einer untergegangenen Ortschaft kenntlich gemacht wird. Dem kirchlichen Bereich gehören wohl in der Regel auch die im Schrifttum zuweilen erwähnten Asylkreuze an. Sie erscheinen als eine Abart der Asylsteine, die als Freistätten für verfolgte Verbrecher eine Rolle im mittelalterlichen Recht gespielt haben. Ferner sind Steinkreuze errichtet, um als Wegweiser für die zu bestimmten Wallfahrtsorten ziehenden Pilgerscharen zu dienen. Ein solcher Pilgerweiser steht noch heute in der Roeskestraße am Ausgang von Lübeck für die zum heiligen Blut nach Wilsnack wallfahrenden Pilger mit der Inschrift: „Biddet Gott vor den ghever des wizers na der Wilsnacken“¹⁹⁾. Hier ist also ebenfalls das Streben nach Fürbitte für die Seele des Stifters des Kreuzes zu beobachten. Und eine gewisse Annäherung an diesen Fall zeigt sich, wenn wir hören, daß in Zittau im Jahre 1392 der Rat verspricht, nach dem Tode eines Bürgers, der sich große Verdienste um die Stadt, insbesondere durch die Herrichtung von Brücken und Wegen, erworben hatte, an einer viel begangenen Straße ein Steinkreuz zu setzen, um zu Gebeten für sein Seelenheil anzuregen.²⁰⁾

Schließlich ist auch noch der Möglichkeit Aufmerksamkeit zu schenken, daß Kreuze mit gemischter Zweckbestimmung vorkommen. Ich habe hierbei nicht die bereits gestreiften Fälle im Auge, in denen ein Kreuz, das zunächst zu einem bestimmten Zweck — etwa als Sühnekreuz — errichtet ist, später einer anderen Benutzung, z. B. als Grenzkreuz oder Wegweiser, zugeführt wird. Mir schweben vielmehr solche Sachverhalte vor, in denen gesetzten Steinkreuzen von vornherein mehrere Aufgaben zugewiesen waren, bei denen etwa ihre Verwendung gleichzeitig als Grenz-, Erinnerungs-,

Friedens- und Sühnemal in Aussicht genommen war. Als Beispiel eines derartigen Kreuzes kann das sogen. Hemmener Kreuz bei Schlitz gelten, das im Jahre 1383 diesen verschiedenen Absichten seine Aufstellung verdankte.²¹⁾

Außer den angeführten Gruppen von Kreuzen erfordert noch eine Reihe von S o n d e r f ä l l e n Berücksichtigung, bei denen wenigstens für den Regelfall keine Berührung mit dem Rechtsleben anzunehmen ist. Hier sind z. B. zu nennen die Bonifaziuskreuze, die den Weg der Leiche des Bonifazius von Mainz nach Fulda kennzeichneten, oder die Pestkreuze, deren Einrichtung auf die verheerenden Seuchen des Mittelalters zurückgeht, wobei aber wohl nicht so sehr die Stellen bezeichnet werden sollten, an denen die Seuche zum Erlöschen gekommen ist, sondern die eher bezweckten, den Platz eines früheren Pestfriedhofes kenntlich zu machen. Zu diesem Kreise ist ferner eine Reihe weiterer, in den Dienst kultureller Bedürfnisse gestellter Kreuze in Gestalt von Devotions-, Prozessions- und Wetterkreuzen zu rechnen. Einen Platz für sich beansprucht ein hohes Denkmal in Kreuzform in der Nähe von Friedberg auf Ockstädter Gemarkung, das von Johann Scharf im Jahre 1702 im Alter von 102 Jahren als Erinnerungsstein gestiftet ist.²²⁾

Der vorstehend gebotene Überblick ist nicht erschöpfend, er reicht aber wohl aus, eine ungefähre Vorstellung zu vermitteln von der Fülle der Probleme, die mit dem Steinkreuzrätsel verbunden, und von den verschiedenen Wegen, die bei dem Versuch ihrer Lösung beschritten sind. Ich gedenke demnächst in einer größeren Arbeit, die zur Veröffentlichung in der von mir herausgegebenen Reihe der „Arbeiten zur rechtlichen Volkskunde“ vorgesehen ist, auf den Gegenstand ausführlicher zurückzukommen.

Anmerkungen:

¹⁾ Zur Steinkreuzliteratur im allgemeinen s. *K u h f a h l*, Die alten Steinkreuze in Sachsen (Dresden 1928) nebst Nachtrag (Dresden 1936). Ergänzungen bei *F r ö l i c h*, Zeitschr. der Sav.-Stiftung f. Rechtsgesch., Germ. Abt. (= Z²RG), 58 (1928), S. 923/4; 64 (1944), S. 510 f.; 66 (1948), S. 548 f., sowie bei *W. v. D r e y h a u s e n*, Die alten Steinkreuze in Böhmen und im Sudetengau (Reichenberg und Leipzig 1940), S. 7 f. und bei *Cl. Frh. v. S c h w e r i n*, Einführung in die Rechtsarchäologie (Berlin 1943), S. 29. Wertvollen Stoff bringen ferner die Zeitschriften „Deutsche Gaue“ (Kaufbeuren 1899 f.) und „Das Steinkreuz“ (Nürnberg 1933 f.).

Über die Steinkreuze auf h e s s i s c h e m Boden handeln, abgesehen von einigen früheren Hinweisen bei *W. L a n g e* in den Touristischen Mitteilungen aus beiden Hessen u. s. w. 17—19 (1909—1911), in erster Linie: 1. *M. W a l t e r*, Vom Steinkreuz zum Bildstock (Karlsruhe 1923). 2. *E. M e y e r*, a) Über Steinkreuze und Bildsteine, Volk und Scholle 3 (1925), S. 147 f., 175 f.; b) Heimatkundl. Arbeiten aus dem Hessenland (Gießen 1946), S. 94 f., 129/130. 3. *Fr. E b l i n g*, Von alten Steinkreuzen in Rheinhessen, Die alte Heimat 11 (1928), S. 177. 4. *K. N a h r g a n g*, Inschriftlose Steinkreuze in der Landschaft Dreieich und den angrenzenden Randgebieten (Langen 1932). 5. *B. L i e b e r s*, Von alten Steinkreuzen im Hessenland, Sonntagsbeilage zur Kasseler Post: Die Sonntagspost. Hess. Bl. f. Heimatkunde, Wissenschaft, Kunst und Unterhaltung Nr. 809 vom 10. 11. 1935. 6. *Fr. M ö ß i n g e r*, Steinkreuze zwischen Rhein, Main und Neckar, Arch. f. hess. Gesch. und Altertumskunde N. F. XIX (1935), S. 49 f. 7. *O. H ö f e l*, a) Die Steinkreuze Rheinhessens, Der Wormsgau 2 (1939), S. 266—272; b) Rechtsaltertümer Rheinhessens (mit Ausnahme der rechtlichen Flurnamen und der Wüstungen), Gießener jur. Diss. 1940, S. 39 f. 8. *H. S c h n e l l*, a) Die Steinkreuze im Kreis Lauterbach, Heimatbl. f. den Kreis Lauterbach 3. Folge Nr. 35 (27. 1. 1940); b) Die Steinkreuze im oberen Vogelsberg, Der Vogelsberg vom 1. 3. 1940. 9. *Fr. K ü c h*, Alte Kreuze am Wege. Sühnekreuze in der Marburger Landschaft, Hessenland 1940/1, S. 73—77.

²⁾ *E. S c h n e i d e r*, Personen- und Familiennamen als Bestimmungswörter bei Kreuz-Flurnamen, Oberdeutsche Zeitschr. f. Volkskde. 17 (1942), S. 161—166.

³⁾ Eine Übersicht über die häufigeren Formen bietet *W. F u n k*, Alte deutsche Rechtsmale (Bremen und Berlin 1940), S. 80 f. S. ferner *F r ö l i c h*, Rechtsdenkmäler des deutschen Dorfs, Gießener Beitr. zur deutschen Philologie Heft 89 (Gießen 1947), S. 26—29.

⁴⁾ Beispiele bei A. Hoffmann, Die mittelalterlichen Steinkreuze, Kreuz- und Denksteine in Niedersachsen (Hildesheim 1935), und bei Th. Möller, Sühne- und Erinnerungsmale in Schleswig-Holstein, Nordelbingen 17/8 (1942), S. 89—169.

⁵⁾ O. Fahlbusch, Die Kreuzsteine im Kreise Einbeck, Göttinger Bl. f. Gesch.- und Heimatkunde Südhannovers 1 (1935), S. 27—35.

⁶⁾ Wiedergabe der Inschrift bei K. Nahrgang, Das Steinkreuz von Niedermörlen, Friedberger Gesch. Bl. 14 (1939—42), S. 346/8; Meyer, Heimatkundl. Arb. S. 94.

⁷⁾ G. Fischer, Kunstdenkmäler und Altertümer im Kreise Münden, I. Teil: Stadt Münden und Stadtgebiet (Münden 1892), S. 42/3. Andere Beispiele von Steinkreuzen mit Inschriften bei Mößinger, S. A., S. 13 Nr. 26, 19 Nr. 38, 32 Nr. 84, und bei Höfel (oben S. 64 Anm. 1 zu 7b), S. 44/5.

⁸⁾ E. Mehler, Kunstdenkmale I, Das Fuldaer Land (1930), S. 19/20.

⁹⁾ Beispiele bei Frölich, Rechtsdenkmäler, S. 28/9; Fahlbusch, S. 30/1.

¹⁰⁾ Mößinger, S. 16 Nr. 34 (mit Abb.). Vgl. hierzu Schnetzer, Bayerische Hefte f. Volkskde. 1 (1914), S. 31/2.

¹¹⁾ Ihnen ist die noch heute führende Untersuchung von E. Mogk, Der Ursprung der mittelalterlichen Sühnekreuze, Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philol.-histor. Kl. 81 (1929), 1. Heft, gewidmet.

¹²⁾ Das nachstehend Ausgeführte berührt sich vielfach mit den Grundgedanken Mogks, rückt aber doch in wichtigen Punkten von ihnen ab. Namentlich beurteile ich das Verhältnis der Sühnekreuze zu den sonstigen Totenkreuzen und den Gesamtverlauf der Entwicklung, der m. E. eine einheitliche Linie aufweist, abweichend. Näheres Z²RG. 66 (1948)), S. 548 f.

¹³⁾ Über derartige, als sogen. Menhire vorkommende Male in ihrer ursprünglichen Funktion als Opferpfähle und als Seelensitze sowie ihre kultische Bedeutung hat sich vor kurzem zusammenfassend J. Röder in seiner Arbeit „Pfahl und Menhir. Eine vergleichend vorgeschichtliche, volks- und völkerkundliche Studie“, Studien zur westeuropäischen Altertumskunde Heft 1 (Neuwied 1949), geäußert. Von hier aus sind die Verbindungsfäden zur Sitte der späteren Steinkreuzsetzung zu ziehen, wenn auch im einzelnen Dunkelheiten bleiben. S. Röder, S. 79, und dazu Dittmaier, Mitteilungsbl. der Rhein. Vereinigung f. Volkskde. Nr. 9 (Januar 1950), S. 15/6.

¹⁴⁾ Näheres bei **A b e g g**, Über den Einfluß der Kirche auf die Sühne bei Totschlag, Zeitschr. f. Rechtsgesch. 7 (1868), S. 259—279; **F r a u e n - s t ä d t**, Blutrache und Totschlagsühne im deutschen Mittelalter (Leipzig 1881); **K o h l e r**, Über Totschlagsühne im deutschen Recht, Arch. f. Strafrecht 65 (1918), S. 161—168; **R. H i s**, Das Strafrecht des deutschen Mittelalters I (Leipzig 1920), S. 296 f.; **D e r s e l b e**, Gesch. des deutschen Strafrechts bis zur Carolina (München und Berlin 1928), S. 47; **W. J. S o n n e n**, Totschlagsühnen im Bereich des Herzogtums Berg, Annalen des Hist. Ver. für den Niederrhein 132 (1938), S. 1—63.

¹⁵⁾ Beispiele von Steinkreuznestern größeren Umfangs sind etwa bei Motschenbach in der Nähe von Kulmbach, in Neunhof unweit Nürnberg, an der Eligiuskapelle am Nordausgang von Ettlingen, in Bühren am Bramwald in der Nähe von Münden und — besonders eindrucksvoll — unweit Reichholzheim an der Tauber (Abb. 12) bezeugt. Weiter ist hinzuweisen auf die Steinkreuze in Küllstedt, Kr. Mühlhausen i. Th. (Abb. 10), und bei Varmissen (oben S. 56 und Abb. 11).

¹⁶⁾ Vgl. **H ö f e l**, S. 43/4 unter Nr. 11 und Abb. 81.

¹⁷⁾ Hier sind auch die böhmischen Steinkreuze in Radkreuzform zu erwähnen. Für sie ist vermutet, daß sie in Gestalt von sog. Zollrädern als Warnzeichen dazu gedient hätten, die für den Zollverkehr vorgeschriebenen Straßen im Grenzbezirk zu kennzeichnen (v. **S c h w e r i n** S. 56 zu Anm. 174).

¹⁸⁾ Ein Beispiel für eine Grafengerichtsstätte bieten vielleicht die Radkreuze an der Felswand des Bilsteins bei Reinhausen (Abb. 9). S. hierzu **F r ö l i c h**, Stätten mittelalterlicher Rechtspflege im niederdeutschen Bereich (Gießen 1946), S. 19.

¹⁹⁾ **W o h l h a u p t e r**, Nordelbingen 16 (1940), S. 157/8.

²⁰⁾ **P r o c h n o**, Vierteljahrsschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgesch. 32 (1939), S. 39 Anm. 6.

²¹⁾ Vgl. **E. M e y e r**, Heimatkundl. Arbeiten, S. 96.

²²⁾ **E. M e y e r**, S. 94/5.

Bildernachweis: M. und K. Frölich, Gießen, Abb. 1—7, 9—12; W, Meyer-Barkhausen, Gießen, Abb. 8. — Bildtafel am Ende des Bandes.

Der Wein bei den Etruskern.*)

Von Hans L. Stoltenberg, Gießen.

Auch nach den neuesten pflanzenwissenschaftlichen Untersuchungen von E. Schiemannt stammt die Wildrebe aus dem südlichen Kaukasusvorland. Dort ist sie denn wohl auch zuerst in Pflege genommen und dort hat man denn wohl auch zuerst aus ihren Trauben Wein gemacht. Auch der Name für den Wein wird dort entstanden sein und zwar wahrscheinlich mit der Wurzel *wn*. Damit hängt zusammen das hethitische *win*, das assyrische *inu*, das hebräische *jajin*, das armenische *woin*, das griechische *oinos* und das lateinische *vinum*. So verwenden denn auch die Etrusker in der späteren Zeit das von den Römern entlehnte Wort *vin(u)m*, allerdings nur in den Opfervorschriften der Agramer Mumienbinde aus dem 2. Vorjahrhundert.

Man weiht diesen Wein (*santi*), man spendet ihn den Göttern (*us, hexz, trau, mul*) und bittet die Götter, ihn anzunehmen (*sin*). Es handelt sich vor allem um *husina vinum*, um ‚jungen Wein‘, der als *vacl* ‚Trankopfer‘ mit einem *halzxa* ‚Spendegefäß‘ dargeboten wird.

Nach einer Vermutung von Mario Buffa (S. 200) haben die Etrusker den Wein aber auch *it* oder *iθ* genannt. Der eine Besitzfall dieses Worts ist *iθal* und der steht in sicherer Lesung auf einem Gefäß von Vetulonia (Bu 701). Da bedeuten die Worte *eme uru iθal θi len iθal* ‚ich, Gefäß für Wein, in rechter Weise spende vom Wein‘.

Der gleiche Besitzfall findet sich aber auch auf der Tontafel von Capua aus der 1. Hälfte des 5. Vorjahrhunderts, und zwar: in *tehamaiθi ital*, das ich als ‚in der Kammer für Wein‘ verstehe

1) Nach den Ergebnissen einer noch unveröffentlichten Gesamtdarstellung der etruskischen Sprache.

und — mit eingeschobnem *i* und angehängtem Bestimmungswort *χu* — in *zai itialχu*, das ich durch ‚Opfer, das des Weins‘, also durch ‚Weinopfer‘ wiedergebe.

Merkwürdig ist, daß dieser Wortstamm *it* oder *iθ* nach der Darstellung von Buffa sich auch auf poländischen Gefäßen findet: entweder als *it(t)i* (Bu 70, 74 und 60) oder als *iθs* (35, 36). Sollten auch diese Worte ‚Wein‘ bedeuten und im besondern rätisch sein, dann wäre das von höchster Wichtigkeit. Es würde zeigen, daß die gemeinsamen Vorfahren der Etrusker und der Räter (Kretschmer; Stoltenberg), die ich die Tursen nenne, dies Wort besessen und so schon den Wein gekannt hätten.

Aber selbst dann brauchte dies *it* nicht eigentlich etruskisch zu sein. Denn es gibt im Etruskischen noch zwei andere Worte gleicher Lautung. Das eine von ihnen ist das immer mit *θ* geschriebene *iθ-* ‚gebären‘ in dem alten Gottnamen *iθavusva* und in dem jüngeren Gottnamen *eθausva*, also mit unfestem *i*. Das andere von ihnen ist das mit *it(i)al* zusammen auf der Capuatafel stehende, immer mit *t* geschriebene *it-* ‚gleich‘, das sich in dem späteren *etnam* ‚in gleicher Weise‘ erhalten hat.

Daß es in einer Sprache ursprünglich e i n e Lautung mit d r e i verschiedenen Bedeutungen gibt, ist zwar nicht ausgeschlossen, aber auch nicht gerade wahrscheinlich. Es liegt dann vielmehr nahe, anzunehmen, daß mindestens eine von ihnen aus einer andren Sprache entlehnt ist, und das ist eher für das Wort ‚Wein‘ möglich, als für das Wort ‚gebären‘ oder für das Wort ‚gleich‘.

Nun klingt das Wort *ital* merkwürdig an das Wort *Italia* an, weshalb man es denn auch zur Erklärung dieses Worts herangezogen hat.

Das ist einmal von Olzscha geschehn. Er geht dabei von der Überlieferung aus, daß die ‚Tyrrhener‘ den Stier *italos* genannt hätten. Er sieht in diesem Wort die Erweiterung eines etruskischen *ital*, für das er aus diesem Grund die Bedeutung ‚Stier‘ annimmt.

Ein Wort dieser Bedeutung gibt es aber nicht. Die Form *italχu* zeigt mit völliger Sicherheit, daß *it(i)al* nicht Grundfall, sondern Besitzfall eines Grundfalles *it* ist, und auch das Vorkommen des Wortes *iθal* auf der Henkelschale von Vetulonia schließt

die Bedeutung ‚Stier‘ so gut wie aus, weshalb Olzscha denn auch (274) mit dieser Inschrift nicht Rechtes anzufangen weiß. Im übrigen wird dies Wort *italos* nicht nur den Tyrrhenern, sondern auch den ‚alten Griechen‘ zugeschrieben und vielleicht ist das vieldeutige Wort ‚Tyrrhener‘ erst später für ‚alte Griechen‘ eingesetzt.

Einen anderen Versuch macht Buffa, indem er (S. 200) nicht von einem *ital* ‚Stier‘, sondern von *it* ‚Wein‘ ausgeht. Ihm bedeutet dann das anfänglich nur eine Landschaft Kalabriens meinende *Italia* ‚das des Weins‘ oder ‚Weinland‘, und er stellt es dann mit *Oinotria*, dem Namen einer benachbarten Landschaft zusammen, den er gleichfalls als Weinland versteht. Dann würde der Name des Gründers dieses Uritaliens der oinotrische *Italos* eigentlich ‚der des Weins‘ oder ‚Weinmann‘ bedeuten. Das wäre rein lautlich durchaus möglich, vor allen Dingen dann, wenn *Oinotria* wirklich ‚Weinland‘ bedeutet, was aber von Rauhut in seiner Arbeit über ‚*Italia*‘ (137) bestritten wird.

Die Etrusker hatten nun aber noch ein drittes Wort für Wein, nämlich *ia*, das aber wahrscheinlich nicht wie *ja*, sondern wie *i-a* (mit der Betonung auf dem *i*) auszusprechen ist. Denn ein *j* vor einem Klanglaut am Anfang von Worten liebten die Etrusker nicht, weshalb sie denn auch die lateinischen Worte *Juno* und *Janus* durch *uni* und *ani* wiedergaben und weshalb denn auch ihr *iu* ‚weihen‘ nicht *ju*, sondern *i-u* zu lesen ist, was sich auch aus der Spätlautung *eu* ergibt.

Dies *ia* findet sich schon in den alten Opfervorschriften der Tontafel von Capua, und zwar ähnlich wie das auf der Mumienbinde stehende, hier aber fehlende *vin(u)m*, mit *halχ* ‚spenden‘ und mit *vacil* ‚Trankopfer‘ zusammen. Dies Wort kommt aber nicht nur so weit im Süden, sondern auch im eigentlichen Etrurien vor, und zwar in Clusium.

Dort findet es sich einmal auf einem Gefäßdeckel in *ia θafna* (St. Etr. IX, 346) und dann wohl auch — statt *ta θafna* — unter dem Fuß einer aus dem 4. Jahrhundert stammenden Opferschale (St. Etr. IX, 245). Dies Wortpaar bedeutet dann wohl ‚Wein zum Opfern bestimmt‘ und damit ‚Opferwein‘.

Auf der Capuatafel kommen im 2. Absatz beide Weinworte *ia* und *it* z u s a m m e n vor, ohne daß wir verstehen, warum nach dem ersten großen Tieropfer von einem *zai itialzu*, nach dem unmittelbar darauf folgenden zweiten großen Tieropfer dagegen von einem zu spendenden *ia* die Rede ist.

Auch über die Herkunft dieses Wortes *ia* läßt sich nichts sagen: ob es echt etruskisch und dann gleichfalls schon tursisch ist oder ob es erst später während des Aufenthalts der Etruskervorfahren im ägäischen Raum oder auf Kreta (Kannengießer) aus der Sprache eines anderen Volkes aufgenommen ist.

Das jüngste dieser drei etruskischen Weinworte ist auf jeden Fall das aus dem lateinischen entlehnte *vin(u)m*.

Buffa, M., Nuova raccolta di iscrizioni etrusche. Florenz 1935.

Kannengießer, A., Aegäische, besonders kretische Namen bei den Etruskern. Klio XI, 1910, Heft 1

Kretschmer, P., Die vorgriechischen Sprach- und Volksschichten. Glotta, 30, 1943, 213 ff.

Olscha, K., Der Name Italia und etruskisch ital. St. Etr. X, 263 ff.

Rauhut, Fr., Italia. Würzburger Jahrbücher I, 1946.

Schiemann, E., Entstehung der Kulturpflanzen. Berlin 1932.

Stoltenberg, H. L., Der Glaube der Etrusker nach dem Gottall der Bronzeleber von Piacenza, Ztschr. f. Religions- u. Geistesgesch. II (1949), Heft 1.

— Woher kamen die Vorfahren der Etrusker? Forschungen und Fortschritte, März 1950.

— Etruskische Sprachlehre. Leverkusen 1950.

Studi Etruschi, Florenz 1927 ff.

Zwei Jean-Paul-Handschriften

aus Gießener Besitz.

Von Ernst Küster.

I

In die „Rollwenzelai“, deren Gemächer auch vielen Bayreuth-Pilgern, die Jean Pauls Kunst fern stehen, gar wohl bekannt sind, wurde 1851 von den Hinterbliebenen des Dichters ein Heft eigenhändiger Tagebuchnotizen und Einfälle des Dichters gestiftet. Wie wir aus Berend's Darstellung wissen, wurden die wertvollen Blätter dort aber ungenügend beaufsichtigt und von den Autographenjägern so schlimm geplündert, daß von ursprünglich 89 Seiten nur noch 33 vorhanden sind und auch diese zum Teil in defektem Zustand vorliegen.¹⁾

Der Inhalt des Fehlenden läßt sich — ich verweise auf Berend's Darstellung, — zum Teil aus dem ergänzen, was Ernst Förster, Jean Pauls Schwiegersohn, 1837 im 2. Bande von „Jean Pauls literarischem Nachlaß“ aus dem erwähnten Heft veröffentlicht hat. „Dieser Abdruck ist aber, wie der Vergleich mit dem noch vorhandenen Teil der Handschrift ergibt, erstens ganz unvollständig; zweitens hat Förster den Text nach seiner Weise sehr frei behandelt, nicht nur Rechtschreibung und Sprachformen modernisiert, sondern vielfach auch den Wortlaut, wo er ihm inkorrekt oder sonst irgendwie bedenklich erschien, geändert; und drittens hat er sich nicht an die Reihenfolge der Handschrift gehalten, sondern die Bemerkungen in zehn sachliche Rubriken geordnet. Innerhalb dieser Rubriken hat er jedoch, wie sich an Hand der erhaltenen Seiten feststellen läßt, die chronologische Folge — mit ganz geringfügigen Abweichungen — eingehalten; und da sich nun die fehlenden Seiten, wie die Paginierung zeigt, über das ganze Heft verteilen, so läßt sich in den meisten Fällen mit Sicherheit oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit erkennen, in welche

der 7 Hauptlücken die bei Förster abgedruckten, in der Handschrift fehlenden Bemerkungen gehören. Ich habe daher den Versuch gewagt, die ursprüngliche Ordnung möglichst wiederherzustellen“ (Berend).

Von den verlorenen Blättern der Rollwenzlei ist eines auf unbekanntem Wege in meine Autographensammlung geraten.²⁾

Im Dezember 1932 erwarb ich im Berliner Autographenhandel ein derbes bräunliches Blatt, das auf beiden Seiten — als 5 und 6 vom Dichter bezeichnet — Notizen aus dem Jänner bringt; das Blatt setzt uns instand, Försters Veröffentlichung auf die Zuverlässigkeit des Textes und die in der Berendschen Gesamtauflage vorgetragene Reihenfolge zu prüfen.

Das vorliegende Blatt bringt Eintragungen vom 13., 15., 29., 30. und 31. Jänner (1783); die erste halbe Seite ist offenbar vor dem 13. Jänner gefüllt worden.*)

Der Text der ersten vier Zeilen lautet:

„saze, nicht zu zittern. Wer von Natur kalt also one iene Feler ist, der bringt durch lebhaften Vorsatz warme Wirkung hervor; die Ursache wird verändert; die Wirkung bleibt. Wie schlecht ich mich ausdrücke! Es wird mir schwerer, deutlich als schön zu schreiben.“

Im Manuskript folgt hiernach der Absatz: „Die Ironie steht nicht jedem Lacher zu Diensten . . .“ und schließt mit dem Hinweis auf Swift, Addison, Voltaire, Chesterfield. Diesen Absatz finden wir in der Berend'schen Ausgabe als Schlußabschnitt der Eintragung vom 30. Jänner (S. 7).

Weiterhin folgen im Manuskript die Eintragungen vom 13. und 15. Jänner — durchweg der Berend'schen Ausgabe entsprechend — und hiernach eine Eintragung vom 29. Jänner, die in der Berend'schen Ausgabe fehlt; die Eintragung lautet:

„Es ist der Wahrheit eben nicht zuträglich, wenn ein grosser Kopf mit einem dummen Gegner streitet. Da iener diesen für zu gering ansieht, um ihm die kleinste Belerg**) danken zu wollen, so wird er ihm auch da nicht Recht lassen, wo ers hat.

*) Jean Paul schreibt „Jenner“.

**) Belehrung.

Ein guter Rezensent kan den Wert des Buches bestimmen, aber ein noch besserer bestimt auch den des Verf. Beides ist nicht einerlei und nicht gleich leicht. Ein schlechter Kopf kan ein gutes, ein guter ein schlechtes Buch machen. Allein welche Kentnis der Psychologie gehört nicht dazu, in iedem einzelnen Fal zu bestimmen, ob der V. die Idee halb von andern genommen, ob er s. Gedanken erst gesamlet u. Bruchstücke geordnet oder ob er gleich die ganze vortrefliche Stelle zu einer Zeit geboren. Der Son sieht nicht immer dem Vater ähnlich.“

Diese Zeilen hat Berend zwischen dem 30. Jänner und 10. Februar untergebracht; Förster's Text stimmt nur in unbedeutenden Kleinigkeiten mit dem Originalmanuskript nicht überein.

Nun folgt im Manuskript die Eintragung vom 30. Jänner; der erste Abschnitt des aus Berends Ausgabe bekannten Textes entspricht der Originalhandschrift; über die Verlagerung des zweiten Abschnittes war schon oben zu sprechen.

Was Jean Paul unter dem 31. Jänner eingetragen hat, entspricht dem letzten Abschnitt von S. 7 der Berend'schen Ausgabe.

Der von Förster gegebene Text weicht im allgemeinen nur mit Kleinigkeiten von der Urschrift ab; — so z. B. heißt es in dieser (S. 5, Zeile 7) gerade hin — bei Förster geradezu; unter dem 15. Jänner lesen wir wizigen, bei Förster witzige; Jean Paul schreibt am 15. Jänner: etwas sich nur erinnern wollen — bei Förster steht: aber sich erinnern wollen.

Auffallendere Abweichungen bringt der Passus vom 30. Jänner: Jean Paul schreibt: „Man hätte denken sollen, der Zukker müsse die Zäne verderben. Daher auch der besondere Übergang vom einem zum andern. Die Traub ist er³⁾ süs, giebt hernach herben Wein, der zulezt zu Weinessig versäuert; d. h. meine Empfindsamkeit verwandelte sich anfangs in bittere brausende Deklamation, wie ungefär die des Rousseau, u endlich erst in kalte Ironie. Daher ist die Satire derer heftig, bitter, deklamatorisch, die viel Gefül haben z. B. Pope, Young, Rousseau — kalt hingegen u also Ironie ist sie bei denen, die sich eben nicht durch ein weiches Herz

³⁾ erst.

auszeichnen, z. B. Voltaire u Swift. „Wohin gehört aber Addison u. Rabner, deren Gefül sich doch zur Ironie bequemte?“ Zwischen beide; sie sind zu wolwollend für beissende Ironie, u zu wenig Dichter für starke Schläge; sie lächeln daher nur wie M Freunde* u kizeln mer als sie stechen — zu iunges Kalbfleisch schmeckt süsse.“

Der Erhaltungszustand des Blattes ist befriedigend; nur die untere äußere Ecke ist beschädigt, sodaß einige Buchstaben verloren gegangen sind. Des Dichters Handschrift ist schön und deutlich.

* Menschenfreunde.

II

Der im Nachfolgenden mitgeteilte Brief ist an Johann Heinrich Voß, Professor in Heidelberg, gerichtet, den zweiten Sohn des als Homerübersetzer und Dichter wohlbekanntes Rektors Johann Heinrich Voß d. Ä. in Eutin. Der Heidelberger Briefempfänger lebte vom 29. Oktober 1779 bis zum 20. Oktober 1822; seine Nichte Henriette Voß, die Tochter des Gymnasialprofessors Abraham Sophus Voß in Kreuznach, heiratete den Konsul Georg Wilhelm Krüger in Bremen; sie ist die Mutter des Geheimen Kirchenrates Prof. Dr. Gustav Krüger (gest. 1940 in Gießen), dessen Sammlung das hier beschriebene Stück entstammt. Seiner Witwe, Frau Geh. Rat Helene Krüger in Gießen, danke ich herzlich für die Erlaubnis, in die reiche Sammlung Einsicht zu nehmen und den Jean Paul-Brief hier zu veröffentlichen. Auszugsweise ist derselbe bereits im 8. Bändchen der „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ (Breslau 1833, S. 135) und im „Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul“ (Heidelberg 1833, S. 49) mitgeteilt worden. Nachfolgend gebe ich den Wortlaut des ganzen Schreibens:

Bair. d. 31. März 1818

Mein guter theurer Heinrich!

Wenn ich nur gleich hundert Dinge auf einmal sagen könnte! Wie soll ich euch köstlichen Menschen für euere Herzen danken? Ihr müßt eben mit meinem einzigen vorlieb nehmen. Für Deine gute Mutter ließ ich einen Aufsatz abschreiben, der in Heidelb. gezeugt und in Baireut geboren wurde, soglich als ich da angekommen war und welcher im Sommer in einer Aufsatzsammlung der Spazier erscheinen wird. Du kannst ihn jeden lesen lassen, der ihn nicht drucken läßt.

Dir schick' ich einen anderen medizinischen, den ich über meinen Körper an einen Berliner Freund und Arzt ge-

schrieben, weil ich mir eine größere Kälte geweißagt hatte als eintraf. Sorge dich aber nicht; meine halbe Arzneikunde hilft mir mehr als ein ganzer Arzt. Was hilft mir indeß das längste Leben? Mit den Jahren wachsen meine Exzerpte u Entwürfe u. ich komme unter die Erde, eh' ich sie (kaum) nur halb beschrieb. u. ausgelacht. — Da die herrliche Ende — die dich, was kaum glaublich, beinahe so sehr liebt (als) wie ich und die noch dazu immer mit zwei Herzen zugleich liebt, mit ihrem und des Sohnes seinem — das Päckchen in den Himmel mit nimmt, in welchen sie morgen fährt: so kann ich einigen Gönnerinnen meines Geburtstages nicht schriftlich

danken wie ich wol anfangs gewollt; weissage also meinen Dank der trefflichen seltenen Bürgermeisterin — der geschickten Tiedemann und der kunstreichen Harscher, deren Bitte ich auf eine bessere Art als sie will erfüllen werde — der Morgennachtigall Schwarz — der schönäugigen Hegel et Compagnie, welche letzte du, Alter, bist — der herzvollen Dapping — und dem Dichter Schuhmacher, der in schalkhaften naiven Gedichten zumal bei solcher Herrschaft über den Versbau ein Meister werden kann und häufig ist. Euere Pathengeschenke, ihr gar zu Guten, kamen gerade an meinem Taufstage (den 22ⁿ) an. Kurz ich hatte mein Vorfest der künftigen Heidelberger Feiertage. — Mein Monplaisir u. Sans-

Souci in Heidelb. will ich mir im

Gasthofe an deiner Hand auswählen, wenn ich darf. Ist das Gartenstübchen von Paulus im Hause oder wirklich im Garten? — Grüße mir recht warm meine Sophie*) und ihre Mutter u. d. Vater. — Erschrick nicht, du Hülfreicher, über das lange Druckfehler-Verzeichnis, das sogar durch ein doppeltes Augenpaar der Liebe nicht dem Buche zu ersparen (war) gewesen bei der Unleserlichkeit u. häufigen Fehlerhaftigkeit des Manuskriptes. (Vo) Aber desto wichtiger ist, daß Engelmann mir die übrigen Aushängebogen — vom 11ⁿ des 2ⁿ Theils an, u vom 6ⁿ des dritten — übermacht. — Gerade 3 Wochen schönes Wetter kommt mit heute.

Und so lebe denn wol, du lieber Geliebter! Morgen hab ich gewiß einen Brief von dir in der Hand. Der ehrwürdige Vater mit der Mutter sei noch besonders begrüßt.

Dein

JPF Richter

(*) Apropos! grüße sie mir noch einmal.

(x) das dritte mal kann auch nicht schaden.

Jean Paul's Mitteilungen füllen vier Seiten — wie im vorangehenden Abdruck durch Absätze gekennzeichnet ist.

Die in dem hier wiedergegebenen Texte eingeklammerten Worte und Silben sind vom Schreiber des Briefes während der Abfassung desselben abgestrichen worden.

Die herzlichen Grüße die der Briefschreiber an Sophie Paulus zu bestellen bittet, steigert und wiederholt Jean Paul in zwei Zusätzen am Kopf der vierten Seite und an ihrem seitlichen Rande.

Die Mitteilungen des mir vorliegenden Briefes bedürfen in einigen Punkten der Erläuterung.

Der Aufsatz, den Jean Paul für des Adressaten Mutter hat abschreiben lassen, spricht „Über das Immergrün unserer Gefühle“;

er ist in der von Jean Pauls Schwägerin Minna Spazier herausgegebenen Sammlung „Sinngrün“ (Berlin 1819) erschienen.

Der Aufsatz, den Jean Paul dem Briefempfänger schickt, ist der „Vorbericht zu dem Kranken- und Sektionsberichte von meinem künftigen Arzte“, in dem der Dichter von seinen Herz- und Atembeschwerden spricht; Langermann heißt der Berliner Freund und Arzt, dem Jean Paul diesen Bericht vorgelegt hatte.

Die „herrliche Ende“ ist eine Frau Henriette von Ende aus Alt-Jeßnitz, die ihren Sohn Otto zur Universität Heidelberg begleitet und auf der Hinreise Jean Paul in Bayreuth besucht hatte.

Die Bürgermeisterin war Frau Walz.

Die „geschickte Tiedemann“ ist die Gattin des Anatomieprofessors Friedrich Tiedemann.

Die „kunstreiche Harscher“ war Kunststickerin.

Die „Morgennachtigall“ ist Henriette Schwarz, die Tochter des Professors der Theologie und Pädagogik Friedrich Heinrich Chr. Schwarz, bei dem Jean Paul gewohnt hatte.

Die „schönäugige Hegel“ ist die Gattin des Philosophen.

Die „herzvolle Dapping“ leitete in Heidelberg ein Mädchenpensionat.

Der Dichter August Schumacher (1790—1864) war damals Hofmeister des Prinzen Karl von Waldeck in Heidelberg.

Der Theologieprofessor Heinrich Eberhard Gottlob Paulus war Vater der Sophie Paulus, mit der Jean Paul in Heidelberg sich angefreundet hatte. Frau Paulus hatte Jean Paul ein Gartenhäuschen angeboten, von dem der Dichter indessen keinen Gebrauch gemacht hat.

Alle diese biographischen Erläuterungen verdanke ich der großen Güte des Herrn Dr. Eduard Berend (Genf), der mit seinen Briefen und mündlichen Erläuterungen meine dem großen Dichter geschenkte Anteilnahme so zu vertiefen vermocht hat, und dem ich für seine Beratungen und Belehrungen, die er mir in allen Jean Paul betreffenden Fragen schon seit Jahrzehnten unermüdlich gibt, meinen herzlichen und ergebensten Dank ausspreche.

Röntgen als Mensch und Forscher

zum 105. Geburtstag Röntgen's.

Von W. Hanle.

Am 27. März 1845 erblickte Wilhelm Conrad Röntgen in Lennep im Bergischen Land das Licht der Welt. Sein Vater war Tuchfabrikant und Kaufmann. Seine Mutter stammte aus Amsterdam. Dadurch hatte die Familie enge Beziehungen zu Holland und siedelte später auch dorthin über. So brachte Röntgen seine Jugendjahre in Holland zu, zuerst in Apeldoorn, später in Utrecht, wo er das Gymnasium besuchte. Wegen eines Jugendstreiches eines Mitschülers, dessen Namen zu nennen er sich weigerte, wurde er von der Schule relegiert, bereitete sich privat auf das Abitur vor und fiel infolge Mißgunst der verärgerten Lehrer durch. Ohne Abitur konnte er auf keiner deutschen oder holländischen Universität studieren. Er besuchte zunächst die Maschinenbauschule in Apeldoorn und dann das Polytechnikum in Zürich. Die Betonung der technischen Seite der Wissenschaft sagte ihm jedoch nicht zu. Einerseits suchte er den Ausgleich in der von der Natur verschwenderisch ausgestatteten Umgebung von Zürich, wo See und Berge alle nur erdenklichen Möglichkeiten der Entspannung boten; andererseits fühlte er sich immer mehr zur reinen Physik hingezogen, wie sie ihm etwa in den Vorlesungen von Clusius dargeboten wurde. Dennoch beschloß er sein Studium als Maschineningenieur 1868 durch Ablegung des Diplomexamens. Entwas später trat dann durch die Berufung von Prof. Kundt an das Züricher Polytechnikum der entscheidende Wendepunkt seines Lebens ein. Kundt, jedem Naturwissenschaftler durch die Kundt'schen Staubfiguren bekannt, zog ihn vollends ganz zur Physik. Er begann in Kundts Laboratorium mit experimentellen Arbeiten, machte am 22. Januar 1869 seinen Doktor und veröffentlichte 1870 seine erste Arbeit in Poggendorfs Annalen, „Über das Verhältnis der spezifischen Wär-

men der Luft.“ Dieser Titel klingt unscheinbar, aber derjenige, welcher sich etwas eingehender mit den Meßmethoden der Physik beschäftigt hat, weiß, wie große Vorsicht die auf **Clement-Desormes** zurückgehende Methode zur Bestimmung des Verhältnisses der spezifischen Wärmen erfordert. **Röntgen** wird heute als der geniale Entdecker und Erforscher der Röntgenstrahlen gefeiert. Weniger bekannt ist, daß Röntgens große Stärke die physikalische Messung war. Dies schätzte **Kundt** besonders an **Röntgen**, und als er einem Rufe nach Würzburg folgte, nahm er ihn als Assistenten mit. Röntgen wollte sich in Würzburg habilitieren. Dies war jedoch ohne Abitur nicht möglich. Erst als **Kundt** wiederum einem Rufe folgend nach Straßburg übersiedelte und Röntgen mitnahm, konnte sich dieser dort 1874 habilitieren.

Schon nach drei Jahren erhielt Röntgen seine erste Berufung und zwar an die Landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim. Dort indessen fühlte er sich nicht wohl, besonders da er nur sehr beschränkte Möglichkeiten zum Experimentieren hatte. Daher kehrte er schon im nächsten Jahr wieder nach Straßburg als Extraordinarius für theoretische Physik zurück. Damals beschäftigte er sich mit der magnetischen und elektrischen Beeinflussung des Lichtes. Er veröffentlichte eine Arbeit über die magnetische Drehung der Polarisationssebene in Gasen und suchte nach einer noch nicht bekannten elektrischen Beeinflussung der Lichtfortpflanzung. Schon damals war er nahe daran, eine bedeutende Entdeckung zu machen. Eine in den Strahlengang des Lichtes gestellte Glasplatte zeigte eine Doppelbrechung, wenn an sie ein elektrisches Feld gelegt wurde. War dies die gesuchte elektrische Beeinflussung der Lichtfortpflanzung? Oder war die Doppelbrechung nur durch mechanische Vorspannungen verursacht? Ehe **Röntgen** entscheiden konnte, ob es sich um einen reellen Effekt oder um einen Störeffekt handelte, veröffentlichte **Kerr** die gleiche Beobachtung. Sie wurde jedoch von anderen Forschern als Störeffekt angesprochen. Aber **Kerr** ließ nicht locker und fand auch in Flüssigkeiten eine Doppelbrechung bei Anlegung eines elektrischen Feldes. Dies war nun eindeutig eine elektrische Beeinflussung der

Lichtfortpflanzung, die unter dem Namen Kerreffekt in die Geschichte der Physik eingegangen ist. Röntgen konnte die Entdeckung Kerrs bestätigen und weitere Einzelheiten veröffentlichen. Die Priorität der Entdeckung hatte natürlich Kerr.

1879 erhielt Röntgen die Berufung auf das Ordinariat der Experimentalphysik nach Gießen als Nachfolger des verstorbenen Professors Buff. Die Laboratoriumsverhältnisse waren zuerst schlecht, ließen sich aber durch einige Anbauten des Kollegiengeländes verbessern. In Gießen stellte sich Röntgen die Aufgabe, die von Maxwell vorausgesagte magnetische Wirkung des sogenannten Verschiebungsstromes nachzuweisen. Daß ein stromdurchflossener elektrischer Leiter ein magnetisches Feld erzeugt, war bekannt. Wird der Draht unterbrochen, so bildet sich ein elektrisches Feld zwischen den Enden aus. Bringt man einen Körper dazwischen, so verschieben sich in ihm elektrische Ladungen. Dieser Verschiebungsstrom erzeugt ein magnetisches Feld. Diesen kleinen aber für die Theorie ungemein wichtigen Effekt konnte Röntgen exakt messen. Diese Ströme heißen seither Röntgenströme. Die Arbeit wurde 1885 durch Helmholtz der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegt. In Gießen fand Röntgen einige seiner treuesten Freunde. Gerne zog er mit ihnen hinaus in die schöne Umgebung Gießens. In den folgenden Jahren erhielt Röntgen drei Rufe nach Jena, Utrecht und Würzburg. Die beiden ersten lehnte er ab und siedelte 1888 nach Würzburg über, als Nachfolger von Friedrich Kohlrausch.

In den ersten Würzburger Jahren beschäftigte sich Röntgen zunächst mit dem Einfluß des Druckes auf die verschiedenen Körperigenschaften und mit dünnen Oberflächenschichten im Hinblick auf die Molekularkräfte. Ein Zweig der Physik wurde in dieser Zeit stark bearbeitet, der Durchgang der Elektrizität durch Gase. Solche Gasentladungen spielen ja heute in der Technik eine große Rolle, z. B. bei der Höhensonne, den Radoröhren, Gleichrichtern und Reklamelichtquellen. Damals wurden erst die Grundlagen von Physikern wie Lenard, Crookes, Hittdorf und anderen erforscht. 1895 begann auch Röntgen sich mit diesem Gebiet zu beschäftigen. Dabei machte er am 8. November 1895 die

Entdeckung, daß von solchen Gasentladungsröhren eine neuartige Strahlung ausging. Er hüllte eine nahezu luftleer gemachte Röhre mit schwarzem Papier lichtdicht ein. Legte er nun eine hohe Spannung an zwei in die Röhre eingeschmolzene Metalle, so beobachtete er ein Aufleuchten eines in der Nähe aufgestellten Fluoreszenzschirmes (Bild 3). Die Fluoreszenz konnte nicht von der Entladung selbst herrühren, da das Papier weder für Licht noch für die Entladungsteilchen, die Kathodenstrahlen, durchlässig war. Es mußte also eine besondere Strahlung sein, die er X-Strahlung nannte. Er fand, daß sie von dort ausging, wo die Kathodenstrahlen auf ein Hindernis auftrafen. Die Strahlen schwärzten die photographische Platte. Sie gingen durch leichte Stoffe, z. B. das Fleisch des menschlichen Körpers, gut hindurch und wurden von schwereren Stoffen wie die Knochen verschluckt. Hielt man die Hand zwischen Entladungsröhre und Fluoreszenzschirm oder Photoplatte, so zeichneten sich die Knochen als Schatten ab. Bild 4 zeigt eine der ersten Röntgenaufnahmen einer „Hand“. Damit war es möglich, das Knochengerüst und im menschlichen Körper eingeschlossene Fremdkörper durch Durchleuchtung mit diesen Strahlen zu beobachten. So wurden die von Röntgen entdeckten Strahlen ein wichtiges Hilfsmittel für die Medizin.

Röntgen reichte die erste Veröffentlichung über seine Entdeckung am 28. Dezember 1895 ein. Die Entdeckung der Röntgenstrahlen erregte sofort größtes Aufsehen. Schon im Januar 1896 führte er dem Kaiser in Berlin seine neuen Strahlen vor und trug in der Physikalischen-medizinischen Gesellschaft zu Würzburg über seine Entdeckung vor. Damals machte der Anatom Exzellenz von Koelliker den Vorschlag, die X-Strahlen Röntgenstrahlen zu nennen.

In Kürze kursierten die merkwürdigsten Ideen über die Röntgenstrahlen. Viele unangenehme Befürchtungen rührten daher, daß man zuerst dachte, die Röntgenphotographie sei identisch mit der gewöhnlichen Photographie, nur mit dem Unterschied, daß die Röntgenstrahlen auch durch feste Körper dringen und gestatten, das Innere der Körper zu photographieren. Eine Firma bot den Verkauf von X-Strahlensicherer Unterwäsche an, und auf einem

Landtag wurde ein Gesetzentwurf eingebracht, wonach der Gebrauch von X-Strahlen in Operngläsern im Theater verboten sein sollte.

Röntgen schlug alle von auswärts an ihn kommenden Bitten, über seine Entdeckung vorzutragen, ab. Eine große Rolle in der Öffentlichkeit zu spielen, lag in seinem bescheidenen Wesen nicht. 1901 wurde ihm als erstem Physiker der Nobelpreis der Physik verliehen, die größte Ehrung, die einem Wissenschaftler zuteil werden kann.

Wie jedem großen Entdecker wurde auch Röntgen die Priorität seiner Entdeckung streitig gemacht. Es wurde behauptet, eigentlich habe nicht er, sondern sein Gehilfe die neuartige Erscheinung zuerst gesehen und ihn darauf aufmerksam gemacht. Diejenigen, die solchen Meinungen nachgehen, übersehen, daß meist große Entdeckungen das Ergebnis langjähriger Arbeiten oder Gedanken sind. So hat sich Röntgen lange vor seiner Entdeckung intensiv mit Gasentladungen beschäftigt und wäre ohne genaue Kenntnis dieses Gebietes sicher an der neuartigen Erscheinung vorübergegangen. Doch auch Wissenschaftler von Ruf haben ihn angefeindet. Im Grunde genommen konnten solche Anfechtungen ihm nichts anhaben. Zeigt doch auch die ganze weitere Entwicklung, daß er nicht nur der geniale Entdecker, sondern auch der große Erforscher dieses von ihm eröffneten neuen Gebietes war. Schon wenige Monate nach der Entdeckung am 9. 3. 1896 reichte er eine Fortsetzung seiner 1. Mitteilung ein. Sie enthielt unter anderem die Ionisation der Gase durch Röntgenstrahlen. Die Moleküle der Luft werden von den Röntgenstrahlen in elektrisch geladene Teile zerlegt. Die Luft wird dadurch elektrisch leitend. Im nächsten Jahre folgte eine 3. und 4. Mitteilung. Er fand, daß die Strahlung aus einem Gemisch besteht, das wesentlich von der an der Röhre angelegten Spannung abhängt, im heutigen Sprachgebrauch ausgedrückt, die Härte der Strahlen hängt von der Spannung ab. Viele Jahre wurden nach diesen ersten Arbeiten Röntgens keine wesentlich neue Fortschritte auf dem Gebiete der Röntgenkunde von anderer Seite erzielt.

1905 folgte Röntgen einem Rufe nach München. Dort griff

er ein neues Arbeitsgebiet auf, die elektrische Leitfähigkeit von Kristallen. Trotz all der Ehrungen, mit welchen er nach seiner Entdeckung überhäuft wurde, führte er ein bescheidenes Leben. Den ihm angetragenen Adel lehnte er ab. Geselligkeiten im kleinen Kreis liebte er sehr. Er war ein eifriger Jäger. Mit seiner Gattin, mit welcher er innig verbunden war, verbrachte er jeden Sommer und solange es möglich war, auch einige Tage im Winter in den Bergen, zumeist im herrlichen Engadin. Bis ins hohe Alter war er, wie auch heute noch die meisten Physiker, ein begeisterter Alpinist. Er erlebte noch den 1. Weltkrieg und schied 1920 aus seinem Lehramt aus. Durch Krieg und Nachkriegsverhältnisse stark mitgenommen starb er am 10. Februar 1923. Seine Asche ist im Familiengrab seiner Eltern auf dem Alten Friedhof in Gießen beigesetzt.

Die Röntgenkunde wurde zu einem eingehend bearbeiteten Zweig der Physik, der Technik und der Medizin. Röntgen hat es noch erlebt, daß die Natur der von ihm entdeckten Strahlen eine exakte Klärung durch **Max v. Laue** fand. Läßt man einen fein ausgeblendeten Röntgenstrahl durch einen Kristall hindurchgehen, so entsteht auf einer dahinter aufgestellten photographischen Platte ein Beugungsbild. So wie Licht an den Strichen eines auf eine Glasplatte geritzten Gitters werden Röntgenstrahlen an den im Kristall regelmäßig angeordneten Atomen oder Ionen gebeugt. Durch Überlagerung der Röntgenwellen entsteht das auf der photographischen Platte beobachtete Beugungsbild. Damit war erwiesen, daß die Röntgenstrahlung eine Wellenstrahlung ist, ähnlich wie das Licht, nur von kleinerer Wellenlänge. Aus der Beugungsfigur kann man einerseits die Struktur des Kristalls und andererseits die Wellenlänge der Röntgenstrahlen entnehmen. Ihre Größenordnung beträgt 1 Millionstel Millimeter. Aus dieser Entdeckung entwickelte sich die Spektroskopie der Röntgenstrahlen und die Erforschung der Kristallstrukturen. Die Röntgenstrahlen erweiterten den Bereich der bekannten elektromagnetischen Wellen um mehrere Größenordnungen über die der Lichtwellen hinaus.

Wie das Licht haben auch die Röntgenstrahlen Wellen- und Quanteneigenschaft. Sie bestehen aus kleinsten, nicht weiter teil-

baren Energiepartikelchen, Quanten genannt. Die Quanten haben Energie und Impuls wie bewegte Korpuskeln. Wird ein Röntgenquant an einem Elektron gestreut, so erhält dieses Impuls und kinetische Energie, welche dem Röntgenquant entzogen wird. Dadurch ändert sich die Wellenlänge des Röntgenstrahls. Elektron und Röntgenquant fliegen nach verschiedenen Richtungen auseinander. Dieser „Comptoneffekt“, das Billardspiel zwischen Röntgenquanten und Elektronen, illustriert besonders eindrucksvoll den Quantencharakter der Strahlung.

Die Röntgenstrahlen wurden zu einem der wichtigsten Hilfsmittel für die Erforschung des Aufbaus der Materie. Einen beträchtlichen Teil unserer heutigen Kenntnisse vom Atombau verdanken wir den Untersuchungen der Wechselwirkung zwischen den Röntgenstrahlen und der Materie.

Es ist nicht ganz leicht, sich 50 Jahre zurückzusetzen in den damaligen Stand der Wissenschaft und die Gedankengänge der Forscher dieser Zeit. Wir können uns vielleicht am besten ein Bild machen, wenn wir die Situation nach der Entdeckung der Röntgenstrahlen vergleichen mit der heutigen Situation in der Physik der höheren Atmosphäre und der Höhenstrahlenphysik. Ebenso wie die Entdeckung der Röntgenstrahlen eine große Überraschung für die Physik vor einem halben Jahrhundert war, hat auch die Untersuchung der von außen auf die Erde einfallenden, von Sonne und Kosmos kommenden und in der Erdatmosphäre umgesetzten Strahlung zu überraschenden Ergebnissen geführt. Die Erforschung dieser Strahlung ist zu einem Hauptarbeitsgebiet der Physik geworden, an welchem sich auch das Physikalische Institut der Gießener Hochschule beteiligt. Besonders interessiert die kosmische Ultrastrahlung. Eine große Zahl neuer Strahlungskomponenten korpuskularer Natur wurde in jüngster Zeit entdeckt, worunter das Meson eine Sonderstellung einnimmt, eine Korpuskel, die ebenso wie Elektron und Atomkern elektrisch geladen ist, deren Masse aber zwischen der des Elektrons und der Atomkerne liegt. Die Mesonenforschung hat heute die gleiche Bedeutung wie etwa die Röntgenstrahlungsforschung vor einigen Jahrzehnten.

Der Aufbau der Atome ist durch die elektischen Bindungskräfte

der elektrischen Felder zwischen den Elektronen und Kernen gegeben. Eine Änderung der Bindung ist mit einer Energieänderung verknüpft. Wird dabei Energie frei, so kann sie als Quant einer elektromagnetischen Welle, als Licht- oder Röntgenquant ausgestrahlt werden. Wird ein schnelles Elektron, ein sog. Kathodenstrahl, in der Materie (der Antikathode einer Röntgenröhre) gebremst, so kann der Verlust an Bewegungsenergie direkt als Röntgenquant ausgestrahlt werden. Man spricht dann von (Röntgen-) Bremsstrahlung. Bei einer stärkeren Wechselwirkung der Kathodenstrahlen mit der Materie (der Antikathode einer Röntgenröhre) werden die Bindungskräfte der Elektronen in den Atomen beansprucht und die Bewegungsenergie der Kathodenstrahlen in Bindungsenergie der Atome umgesetzt, und diese wird dann als Röntgenquant abgestrahlt. So kommt die sog. Eigenstrahlung zustande. Aus der Wechselwirkung der Röntgenstrahlen mit der Materie konnte man rückwärts wichtige Schlüsse auf die Bindungskräfte in der Elektronenhülle ziehen, die zu unseren heutigen Kenntnissen vom Atombau geführt haben. Dies war die große Bedeutung der Röntgenstrahlen für die Atomistik.

Heute suchen wir nun auch nach etwas Entsprechendem für den Kernbau. Im Atomkern wirken außer den elektrischen Kräften noch spezielle sog. Kernkräfte. Daß man mit den elektrischen Kräften nicht allein auskommt, sieht man leicht ein, wenn man bedenkt, daß sich die Atomkerne aus positiv geladenen Protonen und neutralen Neutronen zusammensetzen, die elektrischen Kräfte im Kern also nur abstoßend wirken können. Man braucht daher noch spezielle Kernkräfte, welche die Bausteine der Kerne zusammenhalten. So wie für die Elektronenhülle eine Korrelation zwischen den elektrischen Bindungskräften und den Quanten, oder mit anderen Worten eine Korrelation zwischen dem elektrischen Feld der Elektronenhülle und dem elektromagnetischen Feld der ausgesandten Welle besteht, ebenso besteht für den Atomkern eine Korrelation zwischen den Kernkräften, welche die Bausteine, die Protonen und Neutronen der Kerne zusammenhalten, und den Mesonen. Ganz analog wie bei der Bremsung eines Elektrons an der Elektronenhülle eines Atoms ein Röntgenquant entstehen

kann, ganz entsprechend kann bei der Bremsung eines Kernteilchens beim Zusammenstoß mit einem anderen Kern ein Meson entstehen. Das Meson ist gewissermaßen das Quant des Kernfeldes. Hieraus erhellt die Bedeutung der Mesonenforschung für die Theorie des Atomkerns.

Fast noch wichtiger als für die Physik selbst wurden die Röntgenstrahlen für die Technik und Medizin. Kaum eine Entdeckung hat so viele bedeutsame Anwendungen gefunden wie die Röntgenstrahlen.

Die erste technische Anwendung fanden sie durch ihre Absorption. Z. B. kann man mit Hilfe von Röntgenstrahlen Hohlräume und Risse im Metallinnern finden. An solchen Stellen werden die Röntgenstrahlen weniger geschwächt. Auch zur Gemäldeprüfung kann ihre Absorption dienen. Aus der Beugung der Röntgenstrahlen kann man die Struktur der Stoffe, ihren Aufbau aus Atomen und Ionen, Faser- und Walzstruktur, Rekristallisationsvorgänge u. a. m. entnehmen.

Über die Anwendung der Röntgenstrahlen in der medizinischen Diagnostik wurde schon gesprochen. Es gibt kaum einen Menschen in der zivilisierten Welt, bei welchem nicht schon eine Röntgendurchleuchtung gemacht worden ist, entweder um seinen Gesundheitszustand zu prüfen oder einen versteckten Krankheitsherd zu finden und damit erst die Möglichkeit zur Einleitung einer Behandlung zum Zwecke der Heilung zu schaffen. Eine zweite medizinische Anwendung fanden die Röntgenstrahlen schon kurze Zeit nach ihrer Entdeckung in ihrer therapeutischen Wirkung auf krankhafte Gewebe, z. B. Krebs, und wurden so zu einem der wichtigsten Heilmittel für die Menschheit.

Diejenigen, welche glauben, daß in der heutigen Notzeit die Hochschulen eine zu große finanzielle Belastung für den Staat seien, mögen bedenken, was eine solche Entdeckung wie die der Röntgenstrahlen für den Staat und die ganze Welt bedeutet. Die Röntgenstrahlen haben überall Eingang gefunden in die Laboratorien, in die Krankenhäuser und Kliniken. Aus einer aus rein ideellen Gründen angestellten Forschungsarbeit ist ein eminent

wichtiger Zweig der Technik und größter Segen für die gesamte Menschheit entsprungen.

Röntgen's Werk ist unvergänglich und zugleich eine Mahnung für uns alle. Die Tatsache, daß Röntgen hier 10 Jahre sein erstes Ordinariat hatte und hier auf dem alten Friedhof seine letzte Ruhestätte gefunden hat, ist für uns Ehre und Verpflichtung. Heute Morgen haben wir in großer Dankbarkeit an seinem Grabe den Kranz der Hochschule niedergelegt und gelobt, sein Vermächtnis zu hüten, ihm nachzustreben, liebevoll die Natur zu beobachten, sie zu erforschen, ihre Geheimnisse abzulauschen und die gewonnenen Erkenntnisse zum Nutzen und Wohle der Menschheit anzuwenden. Wir haben gelobt, alles zu tun, damit die große Tradition unserer Hochschule fortlebe, ihre Kriegswunden zu heilen, ihr die geistigen und materiellen Grundlagen zu verschaffen, damit sie wieder in die Lage komme, ihre hohe Aufgabe zu erfüllen, die man nicht besser charakterisieren kann als durch die denkwürdigen Worte Röntgen's in seiner Würzburger Rektoratsrede aus dem Jahre 1894: „Die Universität ist eine Pflanzschule wissenschaftlicher und geistiger Bildung, eine Pflegestätte idealer Bestrebungen für die Studierenden sowohl als für die Lehrer. Ihre Bedeutung als solche steht weit höher als ihr praktischer Nutzen.“

Carl Fromme

Von Paul Cermak.

Mitten in den Wirren der letzten Kriegsmonate ist der Geh. Hofrat Dr. Carl Fromme, emeritierter ordentlicher Professor der Philosophischen Fakultät (II. Abteilung) der Gießener Universität, am 13. Februar 1945 gestorben und nach seinem Wunsche in aller Stille beerdigt worden.

Carl Fromme wurde am 11. Juni 1852 in Kassel geboren. Er studierte von Ostern 1870 an Mathematik, Physik und beschreibende Naturwissenschaften, die ersten vier Semester in Marburg, weitere fünf in Göttingen. Dort wurde er im Oktober 1873 zum Dr. phil. promoviert. Er wurde Assistent am Göttinger Physikalischen Institut, habilitierte sich in Göttingen im Juli 1875.

Nach Gießen wurde er als Nachfolger von Dr. Zöppritz im August 1880 berufen. Er erhielt den außerordentlichen Lehrstuhl für theoretische Physik auf Vorschlag des damals in Gießen wirkenden Physikers W. C. Röntgen. Nur 2000 Mark betrug in jener Zeit das jährliche Anfangseinkommen eines beamteten a. o. Professors, das er durch eifrige Lehrtätigkeit innerhalb eines Jahrzehnts um 75 Prozent zu steigern vermochte. In diesem ersten Jahrzehnt aber war die zusätzliche Kollegeldeinnahmen ergebende Hörerzahl der mathematisch-physikalischen Vorlesungen im Durchschnitt nur neun, in der Höchstzahl 16. Fromme las nun neben seiner Hauptvorlesung noch Elemente der Astronomie und für Studierende der Forstwirtschaft Feldmeßkunde; später auch Klimatologie und Meteorologie, woraus sich besonders dotierte Lehraufträge entwickelten. Einen Ruf an die Landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim lehnte er im Jahre 1886 ab. Im März 1894 wurde Fromme zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt; 1911 wurde ihm der Charakter Geheimer Hofrat verliehen. 1921 erfolgte seine Ernennung zum planmäßigen ordentlichen Professor.

Seit dieser Zeit war die theoretische Physik an der Universität durch einen ordentlichen Lehrstuhl vertreten.

Fromme wurde zum Dekan seiner Fakultät gewählt, die er im Jahre 1925 mit Erfahrung und Umsicht leitete. Das zeigte, wie großer Beliebtheit sich Fromme seit langem bei seinen Kollegen erfreute.

Fromme's physikalischen Veröffentlichungen, die mit wenigen Ausnahmen in den Annalen der Physik erschienen sind, gehören mit Ausnahme der Dissertation fast alle der Experimentalphysik an und umfaßten: Konstitution und Magnetisierbarkeit des Stahles, Remanenz, Koerzitivkraft, magnetische Nachwirkungen, Dichtigkeitsänderungen des Stahles beim Härten und Anlassen, galvanische Polarisation, Änderungen der elektrischen Leitfähigkeit.

Im Jahre 1922 konnte Fromme seinen 70. Geburtstag im Kreise seiner Kollegen feiern. Am 1. November 1925 wurde er auf eigenes Ansuchen emeritiert. Fromme blieb auch nach seiner Emeritierung ein dem Fortschreiten seiner Fachwissenschaft offener Mann, der z. B. an den Tagungen des Marburg-Gießener physikalischen Kolloquiums, den Sitzungen der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde aktiv teilnahm, und der auch seinen 80. und 90. Geburtstag noch in beachtenswerter geistiger und körperlicher Frische erleben konnte.

Neben seiner akademischen Lehrtätigkeit war Fromme ein mit der Entwicklung Gießens eng verbundener Mann. Seit 1897 war er Vorsitzender des Gießener Theatervereins, dem es unter Fromme's Leitung und unter Mitwirkung von Spendern aus allen Kreisen der Bevölkerung gelang, der Universitätsstadt ein Theater zu erbauen und zu eröffnen, das noch heute eine Zierde der Stadt ist. Fromme war weiterhin tätig im städtischen Schulvorstand, im Aliceschulverein. Die ihm verliehene Ehrenplakette der Stadt Gießen bezeugt, daß die Stadt dankbar der Verdienste ihres Mitbürgers gedachte, wie auch seine noch heute im hessischen Schuldienst stehenden früheren Hörer ihm bestes Gedenken bewahren.

Zum Gedenken an Max Berek

Von W. J. Schmidt.

Am 15. Oktober 1949 verschied, 63 Jahre alt, in Freiburg i. B., wo er Heilung von längerem Leiden suchte, Prof. Dr. phil. et h. c. rer. nat. Max Berek, der Leiter der wissenschaftlichen Abteilung der optischen Werke E. Leitz G. m. b. H. in Wetzlar und ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Marburg. Mit ihm ist eine Persönlichkeit von internationalem Ruf auf dem Gebiete der Optik von uns gegangen, ein Mann, der auch in Gießener Gelehrtenkreisen wohlbekannt und hochgeachtet war.

Welch' schmerzlichen Verlust sein Tod der optischen Wissenschaft und den Leitz-Werken, in denen er seit 1912 tätig war, bedeutet, mag schon ein Fernstehender ermessen, wenn er erfährt, daß Berek in der theoretischen und in der ausführenden Optik gleicherweise ein Meister war, daß er, weit davon entfernt, nur ein Fachgelehrter zu sein, ein tiefes Verständnis für soziale und wirtschaftliche Belange besaß, für das Zusammenwirken vieler Menschen der verschiedensten Prägung, Bildungsstufe und Tätigkeit. So legt seine Persönlichkeit nach mehr als einer Richtung den Vergleich mit Ernst Abbe nahe. Und wer ihm nähertrat, nahm wahr, daß all' dies' Wissen und Können in einem vortrefflichen Menschen geborgen war, einem liebenden Gatten, einem sorgenden Vater, einem treuen Freunde. Daher trauerten viele von Herzen um ihn, als die Kunde von seinem Tode sich verbreitete.

Bereks wissenschaftliche Leistungen sind bei großer Vielseitigkeit stets von tiefster Gründlichkeit:

Er plante und berechnete die *Leica-Objektive* und krönte so O. Barnacks bewundernswertes technisches Können. Damit rückten die Leitz-Werke auch in die vorderste Reihe der Erzeuger photographischer Optik. Den Schwerpunkt von Bereks Tätigkeit bestimmen aber doch wohl seine *Schöpfungen im Bereich des*

Polarisationsmikroskops, das ihm, dem Schüler des großen Mineralogen Theodor Liebisch, von jeher vertraut war.

Wie insbesondere der Gießener Zoologe S. Becher erkannt hatte, erzeugt die Einschaltung eines Polarisationsprismas (das, wie üblich, den außerordentlichen Strahl verwertet) zwischen Objektiv und Okular des Mikroskops Astigmatismus, der die Bildgüte erheblich herunterdrückt. Bechers Vorschlag zur Beseitigung dieses Fehlers war für die Praxis schwer durchführbar, weil er besondere Objektive und Okulare für das Polarisationsmikroskop verlangte. Berek hat dem Astigmatismus des Tubusanalysators eine umfassende Untersuchung betr. den ortho- und den konoskopischen Strahlengang gewidmet und den Weg zu seiner Behebung gewiesen, den gleichzeitig und unabhängig auch Jentzsch vorschlug: durch Zusatzlinsen wird erreicht, daß die zu den Bildpunkten zielenden Strahlenbündel als parallelstrahlige Bündel das Prisma durchlaufen, nach ihrem Austritt aber wieder die alte Konvergenz annehmen. Dieser *anastigmatische Tubusanalysator* findet sich heute bei jedem besseren Polarisationsmikroskop, das mit Prismen ausgestattet ist; freilich scheint es, als ob diese in absehbarer Zeit durch Polarisationsfilter verdrängt würden, die frei von Astigmatismus sind.

Am Polarisationsmikroskop entwickelte Berek einen *Zweiblendenkondensor*, der beim Gebrauch von Objektiven aller Brennweiten eine einwandfreie Beleuchtung des Sehfeldes gibt und für stärkere Objektive neben der Aperturblende eine Sehfeldblende besitzt; deren Wirksamkeit befreit das Bild von dem störenden Nebenlicht, das von nicht abgebildeten Teilen des Objektes oder vom freien Sehfeld ausgeht. Neuestens hat der Zweiblendenkondensor auch am biologischen Mikroskop Eingang gefunden.

Der von Berek ersonnene und nach ihm benannte *Kompensator* zur Ermittlung der Stärke der Doppelbrechung mikroskopischer Objekte vereint so viel gute Eigenschaften — Einfachheit, Bequemlichkeit des Gebrauchs, großen Meßbereich und hohe Genauigkeit des Ergebnisses — wie kein anderes Hilfsmittel solcher Art. Dem „elliptischen“ Kompensator (nach Brace-Köhler), der für die Er-

fassung schwächster Doppelbrechung wertvoll ist, gab Berek eine geeignete Form zum Gebrauch im Tubusschlitz.

Auch mit dem *Drehtischverfahren* zur mikroskopischen Ermittlung der Indikatrix eines Kristalls aus einem beliebigen Durchschnitt hat Berek sich befaßt und in seinem Buche „Mikroskopische Mineralbestimmung mit Hilfe der Universaldrehtisch-Methoden“ (Berlin 1924) maßgebende Richtlinien für den Gebrauch dieses Instrumentes gezogen.

Der *Integrationstisch* zur Bestimmung der quantitativen Zusammensetzung eines Gesteins aus seinem Mineralkomponenten am Schliiff, der diese beim Führen des Präparates nach verschiedenen Richtungen der Schliiffebene auf einer entsprechenden Zahl von Spindeln mechanisch summiert, verdankt der Mitarbeit Berek's seine vollendete Ausführung; dieses Werkzeug dürfte auch für ähnliche Zwecke des Biologen von Bedeutung sein.

Bahnbrechend für die *Erzmikroskopie* wurde Berek's Entwicklung der Apparatur zur Untersuchung der Polarisationsoptik am Anschliiff, also im auffallenden Licht, unter Zuhilfenahme des Spaltnikrophotometers für Reflexionsmessungen und des Okulars mit elliptischem Analysator. Für die Auswertung der Befunde gaben erst Berek's theoretische Untersuchungen zur Reflexionsoptik absorbierender Kristalle die Möglichkeit. Im „Lehrbuch der Erzmikroskopie“ (mit Schneiderhöhn und Ramdohr) hat Berek den instrumentellen und allgemein-optischen Teil bearbeitet.

Von weiteren Schöpfungen Berek's seien noch erwähnt das „*Leifo*“-*Universalphotometer* für die Bestimmung der Konzentration von Lösungen, für Schwärzungs-, Weißgehalts- und Farbmessungen und das *Tyndallometer* zur Ermittlung des Staubgehaltes der Atemluft.

Neben solchen Arbeiten des ausführenden Optikers gehen unablässig theoretische Untersuchungen einher. In der *Lehre von der Abbildung im Mikroskop*, zu der er noch in den letzten Jahren tief eindringende Beiträge lieferte, hob Berek den Gegensatz von Selbstleuchter und Nichtselbstleuchter, der sich an Ernst Abbe's ehrwürdigen Namen knüpft, in einer höheren Ebene der Betrachtung auf

und versöhnte so die Theorie mit der Erfahrung des Mikroskopikers. Hierher gehören auch Untersuchungen über *Kohärenz und Konsonanz des Lichtes*. Die schon erwähnten Arbeiten zur *Optik der absorbierenden Kristalle* würden schon allein ausreichen, Berek in der optischen Wissenschaft einen Platz für alle Zeiten zu sichern.

Lehrbuchmäßige Darstellungen hat Berek außer in den oben genannten Werken mit seinen „Grundlagen der praktischen Optik“ (1930) und seiner „Anleitung zu optischen Untersuchungen mit dem Polarisationsmikroskop“ (mit F. Rinne 1934) gegeben. Leider hat das Schicksal ihm nicht vergönnt, sein „Lehrbuch der Optik“ zu vollenden, von dessen vier Bänden nur die beiden ersten vorliegen.¹⁾

Die Feder führte Berek in großer, kräftiger und klarer Frakturschrift. Sein Stil verrät durch prägnante Kürze den Mathematiker; mit Sorgfalt wird das Wort gewählt und treffend sind die Bilder. Bei einer nur dem Mathematiker zugänglichen Beweisführung verschmäht Berek in der Regel nicht, Wesen, Bedeutung und Lösung des behandelten Problems zuvor allgemein verständlich zu machen. Wo er den Anschauungen anderer widerspricht, bleibt sein Ausdruck stets maßvoll; überhaupt stellt er weniger die Irrtümer als das Zutreffende in den Arbeiten seiner Vorgänger heraus.

Mitbegründer der „Deutschen Gesellschaft für angewandte Optik“, Mitglied des Kuratoriums der „Zeitschrift für Instrumentenkunde“ trat Berek auch noch auf den Tagungen und Kolloquien mancher anderen wissenschaftlichen Vereinigungen durch gedankenreiche Vorträge in Erscheinung.

Von den Ehrungen, die Berek zuteil wurden, seien genannt die Erlangung eines „Grand Prix“ auf der Weltausstellung in Paris 1938, die Widmung einer Festschrift zum 60. Geburtstage (Band 23 des „Berichtes der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, Naturwiss. Abt.“) und die Ernennung zum Ehrendoktor der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Justus-Liebig-Hochschule (ehem. Universität) Gießen anlässlich der Jahrhundertfeier der Leitzwerke.

¹⁾ Ein Verzeichnis der 109 wissenschaftlichen Veröffentlichungen Berek's findet sich bei S. Rösch (N. Jahrb. Mineral., Monatshefte 1949, 272—282).

Berek — geboren in Ratibor am 16. August 1886 — besaß das glückliche Naturell des Oberschlesiers. Sein Wesen war von fröhlicher Unbekümmertheit, herzugewinnender Schlichtheit, lauterster Gesinnung durchleuchtet. Bei ihm gingen Güte und Wohlwollen mit Festigkeit und aufrechtem Charakter Hand in Hand. Als der Ungeist Hitlers in die deutschen Hochschulen einzog, legte Berek seine Professur in Marburg nieder, bis später diese Universität ihn ehrenvoll wieder in ihren Kreis aufnahm. Äußerlichkeiten legte Berek, der rasch den ethischen und geistigen Gehalt eines Menschen durchschaute, keinen Wert bei. Das Wort „Schwierigkeiten sind dazu da, um überwunden zu werden“, kennzeichnete in seinem Munde gut seine Haltung gegenüber neuen Aufgaben. Wer Rat suchend an ihn, der unablässig der Forderung des Tages in einem der größten optischen Werke der Welt gerecht wurde, der von Arbeiten gefesselt, von Plänen erfüllt war, herantrat, dem stellte er seine umfassenden Kenntnisse freigiebig zur Verfügung. Und so erfuhr mancher durch Berek — dessen Hand in angeregter Unterhaltung die geschätzte Zigarre hielt und dessen Fuß wippte — Bereicherung auf dem eigenen Felde. Tüchtige Leistungen anderer lobte Berek neidlos, von den eigenen sprach er nur notgedrungen. Als er schon litt, blieb seine hohe Geistigkeit ungebrochen und nie ging ein Wort der Klage über seine Lippen.

Seine Erholung fand Berek vor allem im häuslichen Kreise. Freunde waren dort gern gesehen, und die Pflege der Musik brachte ihm — der die Flöte mit Hingabe spielte —, den Seinigen und den Gästen manche frohe Stunde.

An einem trüben Herbsttage, da der Himmel sich langsam erhellte, betteten die Seinigen, Mitglieder der Familie und der optischen Werke E. Leitz, Abordnungen wissenschaftlicher Körperschaften, zahlreiche Gelehrte und Freunde Max Berek in der vergilbenden Pracht des Wetzlarer Bergfriedhofes zur ewigen Ruhe. Sein frohes Lachen ist für immer verklungen, sein heiter sinnender Blick erloschen; aber die Erinnerung an diesen großen und edlen Menschen wird fortleben in der Wissenschaft und bei allen, die ihn liebten.

In memoriam Friedrich Bernhard

Von Ludwig Rathcke.

Als am 9. 12. 1949 Prof. Dr. med. Friedrich Bernhard nach kurzer Krankheit starb, wußten nicht nur die Gießener Medizinische Fakultät, seine Schüler und die deutschen-Chirurgen, sondern die ganze chirurgisch-wissenschaftliche Welt, daß ein bedeutender Vertreter seines Faches die Augen für immer geschlossen hatte. Auf der Höhe seines chirurgischen Schaffens ist er einer heimtückischen Krankheit im 53. Lebensjahr erlegen. Bernhard war in erster Linie Wissenschaftler und immer bestrebt, die Forschung in den Dienst der kranken Menschheit zu stellen. Wie in allen Spezialfächern, so kann auch in der Chirurgie erfolgreich nur arbeiten und forschen, wer außer seinem engen Fachgebiet eine umfassende Allgemeinbildung in dem von ihm gewählten Wissenszweige hat. Bernhard wußte dies und richtete sich in seinen Ausbildungsgang danach. So genoß er erst eine Ausbildung in pathologischer Anatomie, innerer Medizin, normaler Physiologie und pathologischer Physiologie, um sich dann der Chirurgie zuzuwenden. Er befaßte sich in seinen ersten wissenschaftlichen Arbeiten auch mit Fragen der genannten Gebiete. Seine auf diesen Gebieten gewonnene Erkenntnisse und Erfahrungen ermöglichten es ihm, kritisch zu den meisten Fragen der medizinischen Forschung Stellung zu nehmen. Schon früh wandte er sich der Erforschung des menschlichen Krebses zu und versuchte, durch chemische Untersuchungen zu einer frühzeitigen Erkenntnis dieser heimtückischen Erkrankung und damit zu einer erfolgreichen Bekämpfung derselben zu kommen. Trotz seiner ständig zunehmenden beruflichen Belastung als praktisch tätiger Chirurg und in Sonderheit als Kliniksdirektor blieb er Zeit Lebens der wissenschaftlichen Forschung treu.

Es ist unmöglich, im Rahmen dieses Nachrufes sämtliche wissenschaftliche Arbeiten Bernhard's — es sind weit über 100 an der Zahl — einzeln zu erwähnen und die durch sie gewonnenen Erkenntnisse zu besprechen. Wie sein hiesiger Lehrer, der vielen Gießenern noch wohlbekannte frühere Direktor der Klinik Prof. Poppert, widmete er seine Aufmerksamkeit und seine Arbeit vor allen Dingen den Erkrankungen der Gallenblase und der Bauchspeicheldrüse. An dem großen Krankengut der Klinik konnte er wohl wie kein anderer in Deutschland Erfahrungen sammeln. In zahlreichen fleißigen und gründlichen Arbeiten hat er es in jeder Richtung durchforscht. Er konnte diesen Arbeiten Beobachtungen und Erfahrungen an tausenden von derartigen Kranken zu Grunde legen und wichtige Erkenntnisse gewinnen und wurde dadurch gerade auf dem Gebiet der Gallenerkrankungen eine nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland anerkannte Autorität. Es gab Jahre lang keinen chirurgischen Kongreß, auf welchem er nicht mit einem Vortrag gerade aus diesem Gebiet vor die Öffentlichkeit getreten war. Auch auf ausländischen Kongressen hat er darüber berichtet.

Sein ruheloser wissenschaftlicher Geist drängte ihn aber auch zu anderen Gebieten; es waren zunächst die Folgen der Brustkorb-Lungenschußverletzungen, denen er sich widmete. Zahllosen Verwundeten des letzten Krieges hat er durch erfolgreich durchgeführte Thorakoplastiken zur Gesundung verholfen. Dann wieder schlugen ihn die Gefäßerkrankungen in ihren Bann. Durch Entfernung erkrankter Gefäßabschnitte oder Eingriffe am sympathischen Nervensystem konnte er Durchblutungsstörungen beseitigen und dadurch die betroffenen Kranken nicht nur von erheblichen Beschwerden befreien, sondern auch vor drohender Verkrüppelung bewahren. Bernhard hatte einen sicheren Blick und ein sicheres Gefühl für alles, was wichtig und ausbaufähig in der Chirurgie war. Die Grundlagen für eine erfolgreiche Lungenchirurgie waren schon vor Jahren in Deutschland geschaffen. Als nun besonders nach dem letzten Kriege aus den angelsächsischen Ländern die Kunde von dem in ihnen erreichten gewaltigen Aufschwung der Lungenchirurgie zu uns drang, da griff Bernhard auch dieses

Gebiet auf und widmete sich ihm mit der ihm eigenen Zähigkeit. Seine Erfolge führten dazu, daß unsere Klinik auch auf diesem Gebiet bald einen Namen bekam und Kranke aus allen Teilen Westdeutschlands in die Klinik eingewiesen wurden.

Auch die Herzchirurgie gewann durch seine Initiative Eingang in die Klinik; als erster in Deutschland konnte er die Isthmusstenose der Aorta, eine angeborene Erkrankung der Hauptkörperschlagader, operativ heilen und bei einer derartigen Kranken gelang ihm als erstem in Europa der plastische Ersatz dieses Gefäßes durch ein anderes. Diese chirurgische Großtat glückte ihm kurz vor seinem Tode und war der Höhepunkt seines Chirurgenlebens. Mit ihr nahm er Abschied von der Chirurgie.

Es ist selbstverständlich, daß man derartige Eingriffe nur ausführen kann, wenn man die chirurgische Technik bis in alle Einzelheiten beherrscht. B e r n h a r d hatte sich durch Begabung, unermüdlichen Fleiß und durch peinlichste Gewissenhaftigkeit im Laufe der Jahre zu einem ausgezeichneten Techniker entwickelt. Seine Erfolge verdankte er aber nicht nur seinem chirurgischen Können und seiner genauen Anzeigestellung zur Operation, sondern auch seinem sorgfältigen und schonenden Operieren. Er hielt bei Operationen weniger von der Schnelligkeit als von der Gründlichkeit. Er riskierte nichts, und es konnte sich ihm jeder Kranke anvertrauen und gewiß sein, daß alles was Menschenhand vermag, bei ihm getan werden würde. Der Kreis seiner dankbaren Patienten, die er durch Können und Sorgfalt wieder der Gesundheit und ihrem Lebensglück zuführte, war ständig im Wachsen und reichte weit über die Grenzen Gießens und seiner Umgebung hinaus. Es war dies wohl der schönste Dank für seine Fürsorge, die er den von ihm operierten Kranken angedeihen ließ. Er war praktisch Tag und Nacht in der Klinik und um seine Kranken bemüht; die Sorge um sie verließ ihn erst, wenn wirklich alle Gefahr beseitigt war. Legte er im Hinblick auf die Kranken an sich einen strengen Maßstab an, so verlangte er das gleiche von allen Angehörigen der Klinik. Er war stets ein Vorbild ärztlicher Pflichterfüllung.

Für uns, seine Assistenten, war er ein ausgezeichnete klinischer und wissenschaftlicher Lehrer. Stets war er anregend, besprach kritisch die neueste Literatur, stellte Themen zur Bearbeitung und förderte jede wissenschaftliche Tätigkeit. Er verlangte eine solche regelrecht; denn nächst der Heilung der Kranken sah er die Hauptaufgabe einer großen Klinik und ihrer ärztlichen Angehörigen in der wissenschaftlichen Arbeit, welche ja auch nur den kranken Menschen zugute kommen soll. Er ließ bei dieser wissenschaftlichen Arbeit jedem freie Hand, so daß sich jeder seinen eigenen Neigungen entsprechend frei entwickeln konnte. Er verlangte nur Genauigkeit in der Arbeit; alle Behauptungen und Ergebnisse mußten strengster Kritik standhalten.

Seine Eignung und Neigung zum akademischen Lehrer zeigte er besonders schön früher in den Vorlesungen vor den Studenten. Es war die Zeit, da unsere ehrwürdige Alma mater Ludoviciana noch existierte. Begeistert und begeisternd lehrte er damals Chirurgie. Er führte die jungen Studenten in lebhaftem Vortrag in die Grundlagen unseres schönen Spezialfaches ein und lehrte sie unter Benutzung selbst geschaffenen Anschauungsmaterials und vor den Kranken selbst alles, was der praktische Arzt später von chirurgischen Erkrankungen wissen muß. Immer wieder betonte er, daß die Chirurgie wohl ein Spezialfach sei, aber nie den Zusammenhang mit der übrigen Medizin verlieren dürfe. Die Chirurgie war für ihn nicht Selbstzweck. Der tüchtige praktische Arzt war das Ziel seiner Vorlesungen. Die Studenten dankten ihm seine Mühe durch fleißigen Besuch seiner Vorlesungen und große Anhänglichkeit. Zahlreiche jetzt in der Umgebung Gießens tätige praktische Ärzte sind seine Schüler gewesen, und gerne kamen sie auch noch als fertige Ärzte zu ihm, um sich seinen Rat zu holen. Sie erhielten ihn stets. Den begeisterten Lehrer traf nach dem Kriege der Verlust seiner Lehrtätigkeit schwer. Mit dem gleichen Eifer aber widmete er sich einer neuen Aufgabe. Durch die Kurse im Rahmen der Gießener „Akademie für medizinische Forschung und Fortbildung“ bekam er Gelegenheit, praktischen Ärzten sein großes Wissen zu übermitteln und sie in die großen Fortschritte, die die Chirurgie in den letzten Jahren errungen hat, einzuweihen.

Auch durch diese Tätigkeit erntete er den Dank und die Anerkennung seiner Hörer. Sie alle erklärten rückhaltlos, wie sehr sie ihn als Lehrer schätzten und wieviel wichtiges und anregendes sie aus seinen Vorträgen für ihre Praxis mit nach Hause nahmen.

Wir haben Bernhard als Wissenschaftler, Arzt, Operateur und Lehrer kennengelernt. Die vorliegende Schilderung seines arbeitsreichen Lebens bliebe unvollständig, würde man an dieser Stelle nicht auch seiner organisatorischen Leistungen gedenken. Gerade die Gießener Bevölkerung ist ihm hier zu Dank verpflichtet. Das schwerbeschädigte Kliniksviertel ist jedem bekannt, und wie die Chirurgische Klinik noch vor wenigen Jahren aussah, wissen wir alle. Lange Zeit mußte der Hauptbetrieb der Klinik in der auch von Bernhard geschaffenen Ausweichstelle in Lich durchgeführt werden. Mit einem Eifer und einer Tatkraft, die man nicht hoch genug anerkennen kann, ging Bernhard nach dem Kriege an den Wiederaufbau „seiner Klinik.“ Er hat sich dabei wirklich selbst übertroffen. Er erkannte stets dankbar die Hilfe der staatlichen und privaten Stellen an, aber er ließ auch nicht locker, wurde immer und immer wieder vorstellig, plante und überlegte und wies darauf hin, daß die Arbeiten rasch und bevorzugt in Angriff zu nehmen seien, damit eine ordnungsgemäße Versorgung der Kranken wie früher gewährleistet war. Er half unermüdlich auch bei der Beschaffung von Geldmitteln. Er legte aber — und das sei besonders hervorgehoben — selbst mit Hand an. Unzählige Male traf man ihn im Hause und konnte feststellen, wie er häufig Schäden selbst beseitigte. Und das alles tat er neben seiner ständig zunehmenden beruflichen Belastung. So erreichte er es durch Mühe und Arbeit, daß die Chirurgische Klinik wieder so weit aufgebaut wurde, daß ein ordnungsgemäßer Betrieb möglich war. Wenn heute die Klinik wieder in der Lage ist, alles im Dienst der Kranken zu tun, wenn in ihr wieder eine Pflegestätte der Wissenschaft und der Forschung entstanden ist, dann ist dies seiner Ausdauer und Tatkraft zuzuschreiben. Es war sein sehnlichster Wunsch, daß die Medizinische Akademie baldigst entstehen würde, und er wollte unbedingt seine Klinik dann so weit gefördert haben, daß sie sich wie früher in die Universität so auch in den Rahmen

der Akademie in jeder Beziehung als ein ärztliches Institut einfügen würde.

So rundet sich das Lebensbild Bernhards ab als das eines Mannes, der in seinem Leben nur die Arbeit kannte. Er geizte mit jeder freien Stunde und kurz war die Zeit während der er sich Erholung und Ausspannung gönnte. Dann zog er sich in die Natur zurück. Sonst lebte er in der Klinik, operierend und forschend, stets im Dienste am Kranken oder für die Wissenschaft.

Wilhelm Gundel †

Von Hugo Hepding.

Der Blumenschmuck auf einem alten Familiengrab an der westlichen Umfassungsmauer des Alten Friedhofs lenkt den Blick der Vorübergehenden auf den schlichten Grabstein des Professors der klassischen Philologie Wilhelm Gundel († 5. Mai 1945), und manche gedenken da gewiß des verehrten Lehrers, des geschätzten Kollegen, des guten Freundes, des Kriegskameraden aus dem ersten Weltkrieg, aber nur wenige wissen wohl, daß hier die Asche eines Gelehrten ruht, der sich internationalen Rufs in der Welt der Wissenschaft erfreute. Seine leider so früh abgebrochene Lebensarbeit galt in erster Linie der Erforschung der antiken Astronomie und Astrologie und ihres Nachwirkens in Mittelalter und Neuzeit. Die z. T. sehr schwer zugänglichen und jedenfalls nur bei genauen astronomischen Kenntnissen und langem, eindringendem Studium verständlichen Quellen dieses Zweigs der Altertumswissenschaft gehören nicht zu den Werken aus der Antike, die wir Philologen uns ohne besonderen Anlaß als Lieblings-Arbeitsgebiet zu wählen pflegen. Wohl sahen und wußten die Fachgenossen, welche gewaltige Arbeit Gundel in unermüdlichem Forschen auf diesem Gebiet leistete und daß die Wissenschaft noch Großes von ihm erwarten durfte, aber es war doch nur ein enger Kreis von Gelehrten, die in der Bearbeitung jenes aus der Antike erhalten gebliebenen Materials mit tätig waren und damit wirklich berufen und zuständig für die Beurteilung seines Werks, etwa Franz Boll, Franz Cumont, Albert Rehm, V. Stegmann und Aby Warburg. Sie haben nicht geklagt mit bewundernder Anerkennung der einzigartigen Leistungen Gundels und haben ihn damit zu immer tieferem Eindringen in die Literatur und Weltanschauung der antiken Astronomen und Astrologen ermuntert. Unsere Universität durfte stolz darauf sein, daß dieser

Forscher ihrem Lehrkörper angehörte; und deshalb sollen auch in diesen Blättern ihm Worte des Gedenkens gewidmet werden, zumal das „*Wilhelm Gundel zum Gedächtnis*“ vom Verlag Druckemüller, Stuttgart-Waldsee, 1947 herausgegebene Heft nicht im Buchhandel erhältlich ist. Es enthält eine Würdigung des wissenschaftlichen Lebenswerks des Verstorbenen von dem leider vor kurzem auch verschiedenen Münchener Professor **Alb ert R e h m** und eine Darstellung seines Lebens aus der Feder seines Sohnes **Dr. Hans Gundel**, sowie ein Schriftenverzeichnis und drei Sonderabdrucke von Artikeln Gundels für den noch nicht erschienenen 18. Band der „*Real-Encyclopädie der class. Altertumswissenschaft*“; beigegeben ist auch eine ausgezeichnete Photographie unseres Freundes. Auf dieser Gedächtnisschrift, auf Mitteilungen des Sohnes und eigenen Erinnerungen beruhen die folgenden Zeilen.

Wilhelm Gundel ist am 26. August 1880 in Straßburg im Elsaß geboren als Sohn des Postsekretärs Karl Gundel und seiner Gattin Mathilde geb. Leins. Der Vater entstammte einer fränkischen Bauernfamilie, die Mutter einer angesehenen Eßlinger Bürgerfamilie. Mit der Versetzung seines Vaters als Oberpostsekretär nach Mainz 1885 wurde diese Stadt mit ihrer großen Geschichte und ihrer hohen geistigen Kultur ihm zur Heimat. Hier besuchte er von 1890 bis 1899 das Herbstgymnasium, dessen Lehrer in dem begabten und strebsamen Jungen die Liebe vor allem zu den alten Sprachen weckten, hier fand er die Jugendfreunde, mit denen er durchs ganze Leben verbunden blieb, hier fand auch seine hohe musikalische Begabung ihre erste Pflege durch Klavier-, Harmonium- und Gesangunterricht. Er hatte eine starke, klare Tenorstimme, und, begeistert von den Opern Richard Wagners, dachte er eine Zeit lang daran, Opersänger zu werden. Die sorglose Jugendzeit wurde durch die lange, schwere Krankheit und den frühen Tod des Vaters (1897) getrübt. Durch Erteilen von Privatstunden suchte er sich die Anschaffung von Büchern und Noten zu seiner Weiterbildung und zur Pflege seiner mannigfachen Neigungen zu ermöglichen. Schon damals erwachte in ihm, wohl unter dem Einfluß seines Vormundes, des Hofgärtners Wolf, die

Freude am Gartenbau, die ihn sein ganzes Leben lang nicht verlassen hat.

Seine fromme Mutter hätte es gern gesehen, wenn ihr Willy Theologie studiert hätte. Aber trotz seines Interesses für religiöse Fragen konnte er sich nicht dazu entschließen. Nach wohlbestandenem Abiturienten-Examen im Herbst 1899 bezog er die Universität Heidelberg, um sich der klassischen Philologie und Germanistik zu widmen. Er hörte bei Schöll, Crusius und Osthoff, nahm daneben aber auch noch an ägyptologischen, archäologischen und italienischen Übungen und Vorlesungen teil. Nach den frohen und an Eindrücken reichen beiden ersten Semestern an der Ruperto-Carola entschloß er sich schweren Herzens, seine Studien an der hessischen Landesuniversität fortzusetzen. Bald merkte er, daß er doch keinen so schlechten Tausch gemacht hatte; denn hier lehrte damals eine ganze Reihe hervorragender Philologen: Gundermann, Dieterich, denen Wünsch und Bette folgten, in der Germanistik Behaghel, in vergleichender Sprachwissenschaft Bartholomä, in Archäologie Bruno Sauer, in alter Geschichte Kornemann. Philosophie und Psychologie hörte Gundel bei Siebeck, Messer, Groos und Robert Sommer. Die Philosophische Fakultät hatte in der Tat einen glänzenden Lehrkörper, ihr ἥρωσ ἀρχηγέτης aber war für uns junge klassische Philologen Albrecht Dieterich, der als Schüler Hermann Useners dessen religionsgeschichtliche Schule in Gießen und später in Heidelberg weiterführte. Er stand damals auf der Höhe seines Schaffens: seine „Mithrasliturgie“ erschien in seiner Gießener Zeit, und die Vorarbeiten zur „Mutter Erde“ fallen in jene Jahre. Ein Werk über „Volksreligion, Versuche über die Grundformen religiösen Denkens“ war sein großes Ziel; im S. S. 1902 hielt er im Auditorium maximum eine Vorlesung über „die Volkskunde und ihre wissenschaftliche Aufgaben“. Auch Gundel wurde ein begeisterter Verehrer dieses großen Gelehrten, und unter seinem und Richard Wünschs Einfluß wurde er für Religionswissenschaft und Volkskunde gewonnen. Eine im Seminar bei Gundermann begonnene Arbeit „*De stellarum appellatione et religione Romana*“ baute er unter Wünschs Leitung als Disserta-

tion aus, mit der er „magna cum laude“ zum Dr. phil. promoviert wurde (1906); sie erschien in erweiterter Form 1907 im 3. Bande der von Dieterich und Wünsch begründeten „Religionsgeschichtlichen Versuche und Vorarbeiten“. Dieses 160 Seiten starke Buch wurde von der Kritik sehr anerkennend aufgenommen und von dem damals in Deutschland besten Kenner der antiken Sternkunde Franz Boll als „ein dankenswerter Beitrag zur Geschichte der volkstümlichen Vorstellungen vom Sternenhimmel“ begrüßt (Dt. Lit.-Ztg. 1907), und Franz Cumont, der große belgische Religionshistoriker, schrieb dem Verfasser: „Mes recherches sur l'histoire de l'astrologie sous l'Empire m'amèneront souvent à recourir à votre étude si pleine de choses“.

In Heidelberg hatte sich Gundel der Burschenschaft Frankonia angeschlossen, in Gießen trat er in die Alemania ein, in der er einen schönen Freundeskreis fand. Er hat mit uns „die Lust der Lieder und der Waffen“ durchkostet, und an manchem festlichen Abend erklangen auf unserem Haus seine Lieder, ich höre sie noch heute: „Winterstürme wichen dem Wonnemond“, „Am stillen Herd zur Winterszeit“, die Gralserzählung oder sein Bravourstück aus dem „Postillon von Lonjumeau“, Behaghel wurde bei einer solchen Gelegenheit auf ihn aufmerksam und gewann ihn für sein Quartett, an dem er viele Jahre hindurch teilnahm. Dem blau-rot-goldenen Bande und dem Wahlspruch „Ehre, Freiheit, Vaterland!“ hat Gundel die Treue gehalten bis zum Tod.

Am 2. März 1904 bestand er die Staatsprüfung für das höhere Lehramt in Latein (1), Griechisch (1) und Deutsch (2). Zur Referendarausbildung wurde er zunächst an das Ludwig Georgs-Gymnasium in Darmstadt überwiesen, kam dann aber im Herbst 1904 an das Gymnasium in Gießen auf Veranlassung der Direktoren des klassisch-philologischen Seminars, die ihm die bis dahin von mir versehene Assistentenstelle übertrugen (1904—06). Im Mai 1905 übernahm er die Vertretung des Oberlehrers Prof. Dr. Messer in Gießen, an Ostern 1906 die des Prof. Dr. Nover in Mainz. Nach seinem Assessorexamen 1906 erhielt er von der Regierung den Auftrag, den jungen russischen Fürsten Gagarin auf einer Reise nach Frankreich zu begleiten. Diese erste fast viermonatige Aus-

landsreise gehörte zu den glücklichsten Erlebnissen Gundels, und gern kehrte er auch in den späteren Jahren in seinen Ferien zur *douce France* zurück, auch Belgien, Holland und die Schweiz besuchte er; mit seinen Schülern unternahm er 1905 eine Fahrt nach Hamburg und Kiel; nach Süddeutschland führten ihn Besuche bei den Verwandten in Stuttgart und im Tale der Tauber und Jagst.

Von 1906—1934 war Gundel Lehrer am Landgraf Ludwigs-Gymnasium zu Gießen (seit 1908 als Oberlehrer, 1917 Professor, 1919 Studienrat). Er war ein begnadeter Pädagoge, und ich weiß von manchem seiner Schüler, wie sehr sie diesen verständnisvollen, gerechten und gütigen Lehrer geschätzt haben. Neben seinen Hauptfächern unterrichtete er noch in Geschichte und Geographie, und als tüchtiger Turner und Sportler übernahm er gern auch in einigen Klassen den Turnunterricht. Eine ganz besondere Freude und Befriedigung gewährte ihm die Ausbildung der Referendare im Pädagogischen Seminar für alte Sprachen am Gymnasium, die ihm wegen seiner Lehrerfahrung und -erfolge etwa 1920 übertragen wurde.

Die damals in Gießen blühenden volkskundlichen Studien führten den Schüler Dieterichs bald unseren „Hessischen Blättern für Volkskunde“ als Mitarbeiter zu. Er beteiligte sich an der „Volkskundlichen Zeitschriftenschau“ 1904 und 1905 und lieferte für die Blätter zwei große Aufsätze: „*Naive Ansichten über Wesen, Herkunft und Wirkung der Kometen*“ (1908) und „*Stundengötter*“ (1913), sowie zahlreiche sorgfältige Buchbesprechungen. Entscheidend aber für seine ganze wissenschaftliche Weiterarbeit wurde die Aufforderung W. Kroll's, den Wunsch schon 1906 auf den jungen Gelehrten aufmerksam gemacht hatte, zur Mitarbeit an der großen „Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft“, hauptsächlich für Artikel aus dem Gebiet der antiken Astronomie und Astrologie. Mit größter Hingabe und einem stauenswerten Bienenfleiß widmete sich Gundel dieser oft recht ent-sagungsvollen und undankbaren Arbeit, aber immer tiefer drang er dadurch in diese für uns so fremdartige Welt und in die Texte und Literatur darüber ein. Der erste Artikel *Γαλαξίας* erschien 1912, über 50, darunter sehr umfangreiche (z. B. „*Kometen*“ 1921

mit 51 Spalten, „*Leo*“ 1925 mit 20 Sp., „*Sternbilder und Stern-glaube*“ 1929, 28 Sp., „*Mond*“ 1935, 30 Sp.) folgten.

1912 veröffentlichte Gundel als Gymnasial-Programm den ersten Teil einer größeren Abhandlung über „*die naiven, religiösen und philosophischen Anschauungen vom Wesen und Wirken der Sterne.*“ Die Bearbeitung des ihm von Kroll übertragenen Artikels „*Heimarmene*“ (erschienen 1912, 24 Sp.) führte ihn zu einer Untersuchung über den Schicksalsbegriff in der Antike, bei deren Ausarbeitung er sich der Förderung durch Franz Boll erfreuen konnte. Er hatte sich damals entschlossen, sich für klassische Philologie zu habilitieren, und so legte er der Philosophischen Fakultät unserer Ludoviciana diese „*Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Begriffe Ananke und Heimarmene*“ (Gießen 1914, 101 S.) als Habilitationsschrift vor. Nach der Probevorlesung, „*Was verstehen die griechischen Dichter der älteren Zeit unter Schicksal?*“¹⁾ wurde ihm am 29. April 1914 die „*venia legendi*“ erteilt, und im S. S. 1914 hielt er sein erstes Kolleg über „*Himmelsbild und Weltanschauung*“.

Die so freudig noch zu seinem Schulamt hinzu übernommene neue Tätigkeit wurde rasch unterbrochen durch den Weltkrieg. Die Studenten der Universität eilten zu den Waffen. Da war es unser Freund, der Historiker Ernst Vogt, der zuerst den Gedanken aussprach, auch wir jüngeren akademischen Lehrer müßten, obwohl wir nicht gedient hatten, in dieser schweren Stunde unseres Vaterlands bereit sein, an der Seite unserer Studenten in den Kampf zu ziehen. Und so meldeten wir drei Privatdozenten uns am 2. August als Kriegsfreiwillige, am 30. August wurden wir eingekleidet und dem Ersatz-Bataillon unseres Gießener Regiments zur Ausbildung überwiesen. Wir wurden sehr zuvorkommend von den Vorgesetzten behandelt, durften zu Hause schlafen und wurden schon nach zwei Monaten zu Gefreiten befördert. Am 28. Januar 1915 rückten wir aus zum RIR. 222, in dem damals sehr viele der Gießener kriegsfreiwilligen Studenten in den Karpathen kämpften. Nach langer, kalter Fahrt durch Ungarn erreichten wir

¹⁾ Die Dissertation von August Mayer „*Moirai in griechischen Inschriften*“ (1927) ist von Gundel angeregt.

in anstrengenden Märschen durch das hochverschneite Gebirge unser Regiment; aber das erste Bataillon, zu dem wir als Ersatz kommen sollten, war gerade in einem schweren Gefecht, bei dem die ungarischen Honveds versagt hätten, zurückgeschlagen worden, und bei unserem Vormarsch begegneten wir Scharen zurückflutender, zum Teil verwundeter 222er, darunter einer ganzen Reihe uns bekannter Gießener Studenten. So kam es, daß wir statt dem 1. Bataillon am 3. Februar der 8. Kompanie zugeteilt wurden, die hauptsächlich aus Bergleuten aus dem Ruhrgebiet bestand, bei denen nach den furchtbaren Anstrengungen des Winterkrieges im Hochgebirge in Höhen von 1000 bis 1300 m damals fast das einzige Gesprächsthema die Hoffnung auf Ablösung war. Die Feldküche stand viele Stunden entfernt unten im Tal in Perezlö, warme Verpflegung hatte es schon seit vielen Tagen nicht gegeben, nur gefrorenes österreichisches Kommißbrot und Wurstkonserven brachten Maultiere auf engen, in den 3—4 m hohen Schnee eingeschnittenen Pfaden herauf; die nur aus Schnee hergestellten Wälle boten gegen Geschosse keinen Schutz; das Feuer der in Bäumen versteckten russischen Scharfschützen forderte täglich Opfer, auch unter den 40 Mann unseres Ersatzes hatten wir gleich am ersten Tag unseres Einsatzes einen Toten und Verwundete. Mehrfach angesetzte Angriffe blieben im Feuer liegen; in dunkler Nacht wurden Stellungswechsel vorgenommen in diesem weglosen Waldgebirge, oft war der Anschluß an die Nachbartruppenteile verloren. Von uns so zuversichtlich Ausgezogenen war kaum einer den ungewohnten Anstrengungen und Entbehrungen gewachsen! Täglich mußten mehrere der völlig verlausten Mannschaften mit Herzschwäche und blutigem Durchfall nach Perezlö zurückgeschickt werden. Am 22. Februar mußte sich auch Gundel, der schon länger an Bronchitis litt, wegen Ruhr krank melden. Über das Seuchenzlazarett Huszt gelangte er am 4. 3. mit einem Lazarettzug nach Patschkau. Dort erfuhr er, daß wir drei Privatdozenten auf Grund unserer Ausbildung im Ersatz-Bataillon am 4. März zu Unteroffizieren befördert worden seien. Am 1. Mai konnte Gundel nach Gießen zurückkehren. In seinem Tagebuch aus jenen Tagen finden sich die Worte: „Der Sturm der äußeren Erlebnisse und Eindrücke

der trostlosen Enttäuschung waren eigentlich zu stark, dazu gehören junge Knochen und junge Herzen. Und doch trug und will dies alte Herz es alles tapfer weitertragen. Es wird Frühling werden, es wird der Sommer wieder kommen, und mein Körper wird im Stande sein, meinem Willen zu gehorchen . . .“

Über das Ersatz-Bataillon unseres Regiments in Vilbel wurde Gundel am 16. 3. 1916 dem Landwehr-Infanterie-Regiment 116 zugeteilt, zu dem schon vorher auch Vogt und ich versetzt worden waren. Hier lernte er nun in einem sehr gut ausgebauten Grabensystem, in Reserve- und Waldlagern und in von den Bewohnern geräumten Dörfern den Stellungskrieg kennen. Unser Frontteil „zwischen Aire und Argonnen“, angrenzend an die Champagne, war damals verhältnismäßig ruhig, und mit den meist älteren Kameraden aus Oberhessen und dem Odenwald verstanden wir uns gut. Am 27. 6. 1916 wurde Gundel Vize-Feldwebel. Nach seiner Beförderung zum Leutnant d. L. (10. 5. 1917) wurde er in die 11. Komp. RIR. 202 versetzt; in den Stellungskämpfen am Chemin des Dames wurde er am 2. 8. 1917 durch Verschüttung verwundet. Nach Operation und längerer Lazarettbehandlung in Wiesbaden, Gießen und Königstein tat er bei den Ersatz-Btl. des LIR. bzw. RIR. 116 in Bonames Dienst. Am 30. 11. 1918 aus dem Heer entlassen, mußte er sich im Dezember und Januar noch an Auflösungsarbeiten in Hungen beteiligen, ehe er zu seiner Familie zurückkehren konnte. Als Auszeichnungen waren ihm 1917 das Eiserne Kreuz II. und die Hessische Tapferkeitsmedaille verliehen worden. 1918 erhielt er das Verwundeten-Abzeichen in Schwarz.

Es war alles so ganz anders gekommen, wie wir in jenen Tagen beim Kriegsausbruch gedacht hatten, als wir in unserem Idealismus uns als Kriegsfreiwillige meldeten. Aber trotz aller Enttäuschungen und trotz des für unser Vaterland so trostlosen Ausgangs hat auch Gundel gern an diese Jahre und die erlebte Kameradschaft zurückgedacht. Doch nun hieß es nach vier langen Jahren den jäh abgerissenen Faden wieder aufnehmen!

Aber bevor wir zu der wissenschaftlichen Weiterarbeit Gundels zurückkehren, seien noch einige Angaben über seinen Lebensgang eingefügt. Einen schweren Verlust hatte der am 20. 8. 1908 er-

folgte Tod der von ihm heiß geliebten Mutter bedeutet. Am 21. 12. 1911 vermählte er sich mit Johanna Zimmermann, der Tochter des Landgerichtsdirektors Zimmermann in Darmstadt. Am 20. 10. 1912 wurde der Stammhalter Hans, und im Krieg am 21. 5. 1915 das Töchterchen Elsa geboren. Ein glückliches Familienleben war in der gemütlichen Wohnung in der Roonstraße 6 erblüht, verschönt durch Musik und Gesang und eine herzliche Geselligkeit. Die von Gundel selbst bebauten Gärten am Nahrungsberg lieferten den Blumenschmuck, Gemüse und köstliches Obst. In der Gartenarbeit fand er Entspannung und Erholung nach der intensiven Tagesarbeit, die bei ihm in den frühesten Morgenstunden, meist schon um 4 Uhr begann. Dann kam der Unterricht in der Schule, nachmittags die Vorlesungen und Kurse! Gegen Abend traf er sich öfter mit Freunden und Bekannten im Gesellschaftsverein, an den Sonntagen nahm er gern an den Wanderungen des Vogelsberger Höhenklubs und des Alpenvereins teil. Er war ein großer Naturfreund, und die Kenntnis der Schönheiten unseres Vaterlandes hat er sich erwandert. In seinen Ferien fuhr er gern in die Alpen (ein Absturz am Pilatus schreckte ihn jedoch später von schwierigen Kletterpartien ab), nach Oberbayern, nach Kärnten und vor allem in die Rhön, deren herbe Schönheit er besonders liebte und pries. Auch ich habe unter seiner Führung einmal von dem Dörfchen Reußendorf am Dammersfeld aus acht Tage lang dieses damals noch wenig erschlossene Gebirge durchstreift. Bei seinen Besuchen in der Bibliothek, in der er in späteren Jahren einen festen Arbeitsplatz im Lesesaal hatte, galt unsere Unterhaltung eigentlich fast nur unserer Wissenschaft, wobei ich ihm leider kaum in die schwierigen Fragen seines besonderen Forschungsgebietes folgen, sondern nur mit meinen bibliographischen Kenntnissen behilflich sein konnte. Hier ließen wir einmal die Altphilologie ganz hinter uns, und wir genossen die herrliche Bergwelt und suchten Einblicke in das kärgliche Leben und in die Gedankenwelt der katholischen Bevölkerung zu gewinnen.

Körperliche und seelische Erholung brachten Gundel in den späteren Jahren seine, allerdings in der Hauptsache wissenschaftlichen Zwecken dienenden, großen Reisen in den Süden (1924, 27,

28 und 29 nach Italien, 1930 nach Griechenland und den Klöstern des Berges Athos); 1930 fuhr er noch einmal zu Handschriftenstudien nach Paris. 1932 nahm er mit dem ihm befreundeten Prof. Dr. Krämer an einer großen Mittelmeerfahrt teil.

Erst durch seinen Sohn habe ich jetzt erfahren, daß Gundel eine ganze Sammlung von Gedichten hinterlassen hat, Gelegenheitsgedichte, auch Balladen, vor allem aber Gedankenlyrik, in der er in einer oft an Nietzsche, dessen Werke ihn in seiner Jugend stark beeindruckt hatten, oder auch an Richard Wagner erinnernden Sprache und Gedankenführung „eine Form gefunden hatte, in der sein oft furchtbar zerwühltes Inneres Ausdruck und Entspannung suchte“.

Nach dem Krieg begann für ihn eine harte Zeit, bedingt durch die Doppelbelastung durch den Schulunterricht, der ihm die Mittel für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt liefern mußte, in dem er doch auch immer wieder hohe Befriedigung fand, und durch die akademische Lehrtätigkeit²⁾ und seine sich immer weiter ausbreitende Forschungsarbeit, die ihn bald „vor Aufgaben stellen sollte, die nur er lösen konnte“. Aus seinen Kursen im Pädagogischen Seminar erwuchs ein Vortrag für die „Freunde des humanistischen Gymnasiums“ in Gießen „Vorschläge zur Reform des Gymnasiums“ (1920), in dem er sich für die Aufrechterhaltung der Eigenart des Gymnasiums und gegen eine „nur oberflächlicher Vielwisserei“ dienende Erweiterung der Lehrstoffe der Nebenfächer einsetzte. Kaum von einer schweren Rippenfell-Operation genesen, wurde er 1921 mit der Vertretung des schwer erkrankten Professors Kalbfleisch betraut (1921—23), wofür er im W. S. 1921/22 vom Schuldienst beurlaubt wurde. Auch für das Jahr 1924/25 nahm er Urlaub, um in italienischen Bibliotheken Vorarbeiten für eine neue Ausgabe des Paulos Alexandrinos zu machen und um einer Einladung Warburgs und seiner Mitarbeiter zu einem Studienaufenthalt in ihrer Bibliothek in Hamburg zu folgen. 1929 erhielt er zur Fortführung seiner Studien ein Stipendium von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, mit dem er einen Vertreter am Gymnasium bezahlen konnte, Völlige Befreiung vom

²⁾ 1920 wurde er zum außerord. Professor ernannt.

Schulunterricht wurde ihm, nachdem er noch die ihm besonders nahe stehende Oberprima 1928/29 zum Abitur geführt hatte, genehmigt, als er 1929 die akademischen Ergänzungskurse für Latein übernahm: Tausende von Abiturienten lateinloser und lateinarmer Schulen hat er in drei bis vier Stufen für das große und kleine Latinum vorbereitet und geprüft. Diese Kurse hat er mit nur ein paar kurzen Unterbrechungen bis 1943/44 gehalten. 1933 mußte er auf Veranlassung des Staats für ein Jahr noch einmal zur Schule zurückkehren. Er war glücklich, als es 1934 ihm möglich wurde, ein Gesuch um Versetzung in den Ruhestand einzureichen. Sie wurde ihm am 31. Mai 1934 unter Ernennung zum Oberstudienrat „unter besonderer Würdigung des im nationalen Interesse bekundeten Opfersinns“ gewährt. Die Vorlesungen nahmen ihn in diesen Jahren nicht allzusehr in Anspruch; da die Zahl der Studierenden der klassischen Philologie rapid gesunken war, kam manches von ihm angekündigte Kolleg infolge mangelnder Beteiligung nicht zustande. Die Lateinkurse waren zeitraubend, aber für ihn auch keine allzu schwere Belastung. So hatte er Muße für seine wissenschaftliche Forschung und die Bearbeitung einer noch zu besprechenden großen Entdeckung, der er sich mit fieberhaftem Eifer hingab. Die Fakultät erkannte, daß das große Werk Gundels endlich eine besondere Anerkennung verdiene, und schlug 1943 seine Ernennung zum Honorarprofessor vor, sie wurde aus formalen Gründen abgelehnt. Als Professor Thierfelder 1943 zum Heeresdienst einberufen wurde, beauftragte der Rektor Gundel mit dessen Vertretung. Trotzdem er bereits schwer leidend war, stellte er sich dafür zur Verfügung und führte bis ins Bombensemester 1944/45 mit den wenigen Studenten und Studentinnen die Vorlesungen und Übungen durch. Allerdings zwang ihn im November 1943 eine schwere Magen- und Darmschleimhaut-Entzündung, in der inneren Klinik bei Prof. Voit Heilung zu suchen; anfangs Januar entlassen, mußte er im März 1944 wieder in die Klinik, wo man ein flächenhaftes Magengeschwür feststellte. Eine Kur in den nächsten Monaten in Baden-Baden kräftigte ihn noch einmal, aber im Oktober/November trat ein neuer Rückfall ein. Trotzdem nahm er auch jetzt wieder die Vorlesungstätigkeit auf, bis ihn im April

1945 eine schwere Furunkulose niederwarf, gegen die sein geschwächter Körper keine Abwehrkräfte mehr besaß. Ein erneuter Durchbruch des Magengeschwürs erfolgte Ende April, eine Operation war nicht mehr möglich, so verschied er am 5. Mai 1945 im Katholischen Schwesternhaus. Todesahnungen hatten ihn schon längere Zeit gepackt, aber mit aller ihm noch gebliebenen Kraft raffte er sich immer wieder zusammen: er wollte die Hoffnung nicht aufgeben, die vielen begonnenen und zum Teil halbfertigen großen Arbeiten doch noch zu vollenden. Charakteristisch für den tapferen Mut, der ihn in jenen qualvollen Klinikstagen, in denen die Bomben unsere Stadt zerstörten, nicht verlassen hat, sind die Verse, die man zum 1. Januar 1945 in seinem Kalender notiert fand:

„Kein Pfad mehr! Abgrund und Totenstille —
So wolltest du's! Vom Pfade wich dein Wille!
Nun, Wanderer, gilt's! Nun bleibe kalt und klar!
Verloren bist du, glaubst du — an Gefahr.“

„Er stand innerlich auf dem einsamen Gipfel, auf den ihn seine stille Forscherarbeit geführt hatte, er wußte das und freute sich in seiner Einsamkeit der Sonne, von der er wußte, daß sie ihm nicht mehr lange scheinen würde“, schreibt dazu sein Sohn.

Es ist im Rahmen dieses Nachrufs nicht möglich, dem wissenschaftlichen Lebenswerk Gundels so gerecht zu werden, wie dies dem besten Sachkenner auf seinem Spezialgebiet **Al b e r t R e h m** in der eingangs zitierten Gedächtnisschrift gelungen ist. Ich kann nur ein knappes Bild entwerfen von der Riesenarbeit, die mein Freund seit dem ersten Weltkrieg geleistet hat.

In dem Gymnasialprogramm von 1912 hatte er nur den ersten Teil der geplanten Abhandlung über Wesen und Werden der Sterne bringen können; als Dozent las er über „Stern Glaube und Sterndeutung“, für Dähnhardts Sammlung „*Natursagen*“ hatte er die Abteilung „*Sternsagen*“ übernommen, für die Real-Encyclopädie die vielen Artikel über Sternbilder. Ein gewaltiges Material aus Religionsgeschichte, Ethnographie und Volkskunde hatte er dafür gesammelt. Das faßte er nun zusammen, übersichtlich geordnet, in einem großen Buch „*Sterne und Sternbilder im Glauben*“

des Altertums und der Neuzeit“ (Bonn: Schröder 1922, 253 S.). Franz Boll, der Verfasser der „Sphära“ und des Büchleins „Stern Glaube und Sterndeutung“, dem Gundel die Korrekturbogen zur Durchsicht gesandt hatte, nahm die Widmung an.

Durch diese Veröffentlichung wurde der besonders an dem Nachleben der Antike in der Renaissancezeit interessierte Aby Warburg auf den Verfasser aufmerksam. Er forderte, als Boll am 3. 7. 1924 gestorben war, Gundel auf, die nötig gewordene 3. Auflage des oben genannten Büchleins von Boll in erweiterter und durch Abbildungen bereicherter Form vorzubereiten. Er lud ihn dafür nach Hamburg ein, und, vom Schuldienst beurlaubt, konnte Gundel 1924/25 die reichen Schätze der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg für diese Aufgabe durcharbeiten; Warburg und seinen Mitarbeitern verdankte er wertvollste Anregungen und Förderung, auch für andere von ihm geplante Abhandlungen und Aufsätze. Schon 1926 konnte das Buch *„Stern Glaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von Carl Bezold dargestellt von Franz Boll. 3. Aufl., nach der Verf. Tod hrsg. v. W. Gundel“* (Leipzig und Berlin 1926. 211 S. mit 20 Taf. und 48 Abb. im Text und einer Sternkarte) in großem Format und vorzüglich ausgestattet erscheinen. Pietätvoll ist der Text von Boll und Bezold nahezu unverändert gelassen (S. 1—84), es folgen dann Nachträge aus Boll's Handexemplar mit vielen eigenen Ergänzungen und den nötigen Literaturangaben von Gundel, sowie ausgedehnte „Zusätze“ über Laienastrologie, die lateinische Astrologie des Mittelalters, Weltperioden und Planetenlauf u. a. m. In zahlreichen Besprechungen wurde diese große Arbeit Gundels dankbar anerkannt, und schon 1931 war eine 4. Auflage nötig, die wiederum in Text und Tafeln vermehrt und ergänzt wurde (230 S., 25 Tafeln).

In die Zeit von 1925 bis etwa 1930 fällt die Vorbereitung des nächsten bedeutenden Werks, einer Monographie über die Dekane.³⁾ Durch Arbeiten von Warburg, Boll u. a., vor allem durch den *Catalogus codicum astrologorum* war neues Material über

³⁾ Zu jedem Tierkreisbild gehören drei Dekane, deren jeder einen Raum von 10 Grad, also einen der 36 Abschnitte der Ekliptik einnimmt.

diesen Gegenstand bekannt geworden und eine Neubearbeitung sehr erwünscht, da die Darstellung von Bouché-Leclercq völlig überholt war. Die einschlägigen Handschriften in den Bibliotheken von Athen, Mailand, Rom, Neapel, Hamburg, München und Wien und die Fresken in Padua und Ferrara konnte Gundel auf mehreren durch Forschungsstipendien der Notgemeinschaft und der Bibliothek Warburg ermöglichten Reisen in aller Muße studieren. Wenn man ihn damals einmal in seinem Studierzimmer besuchte, lag sein Schreibtisch voll von Photographien von Bilderhandschriften und jener italienischen Wandgemälde. Es ist eine fremdartige, okkulte Welt, in die einzudringen nur wenige sich wagen können, die aber in der antiken, mittelalterlichen und Renaissance-Astrologie eine gewaltige Rolle spielt. Gundel hat diese Riesenarbeit in Fortführung von Untersuchungen Bolls und Warburgs geleistet und für Generationen das Standard-Werk geschaffen. 1931 war es in der Hauptsache durchgefertigt; als aber endlich die dafür vorgesehenen Beiträge der Ägyptologen Schott und Pogo eingelaufen waren, stellten sich infolge der politischen Verhältnisse der Drucklegung größte Schwierigkeiten durch die Bedenken des Teubner'schen Verlags entgegen. Das Werk sollte vertragsgemäß den 19. Band der „Studien der Bibliothek Warburg“ bilden, die inzwischen nach London übergesiedelt war. Erst 1936 konnte das Erscheinen im Verlag von J. J. Augustin, Glückstadt und Hamburg, erreicht werden: *„Dekane und Dekansternbilder. Ein Beitrag zur Geschichte der Sternbilder der Kulturvölker. Mit Untersuchungen über die ägyptischen Sternbilder und Gottheiten der Dekane von S. Schott.“* (X, 451 S., 33 Tafeln). Nur ein wichtiges Ergebnis daraus von allgemeinerer Bedeutung sei hier erwähnt: Gundel ist zur Überzeugung gekommen, daß die Rolle der Babylonier in der Geschichte der Astrologie überschätzt werde, daß jedenfalls die Tierkreisbilder in Ägypten geschaffen und von da zu den Griechen gekommen seien.

Für die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ des Verlags Quelle u. Meyer schrieb Gundel 1933 eine leichtverständliche, knappe Zusammenfassung seiner bisherigen Studien: *„Sternglaube,*

Sternreligion und Sternorakel“ (159 S.) (Die moderne Astrologie erfährt darin eine scharfe Ablehnung als Afterswissenschaft.)

Schon 1924 hatte Gundel die Fortsetzung des 1905 stecken gebliebenen Berichts über antike Astronomie für den „Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft“ auf Veranlassung von Prof. Münscher übernommen. Natürlich hatte er stets die Literatur über sein Arbeitsgebiet verfolgt, nun galt es alles, was seit 1905 an Büchern und Aufsätzen im In- und Ausland erschienen war, zu sammeln und kritisch zu sichten. Die Verarbeitung des ungeheuren Stoffs ist in der Hauptsache ein Werk des Jahres 1933: Als 243. Bd. von Bursians Jahresberichten erschien 1934 *„Astronomie, Astralreligion, Astralmythologie und Astrologie. Darstellung und Literaturbericht 1907—1933“* (Leipzig: Reisland 162 S.).

Ein ganz einzigartiger Fund gab Gundels Arbeitseifer in den nächsten Jahren einen neuen Impuls: In einer Handschrift des Britischen Museums entdeckte er einen 1431 geschriebenen, bisher unbekanntem Text des „Hermes Trismegistos“, der ganz neue Einblicke in die gräco-ägyptische Astrologie der Ptolemäerzeit gestattete. Nach Photographien, die ihm die Museumsverwaltung in entgegenkommendster Weise herstellen ließ, bereitete er die Ausgabe dieses leider nicht vollständig erhaltenen Buches vor; es gelang ihm dazu sogar auch noch eine pikardische Übersetzung eines wichtigen Teils zu finden. Einen umfangreichen Kommentar konnte er seiner Ausgabe aus der Fülle seines Wissens hinzufügen, und so sandte er das Werk Albert Rehm, der sofort die große Bedeutung des Fundes erkannte und die Bayerische Akademie der Wissenschaften veranlaßte, ihn als N. F. XII der philosphistor. Abteilung ihrer Abhandlungen zu veröffentlichen: *„Neue astrologische Texte des Hermes Trismegistos. Funde und Forschungen auf dem Gebiete der antiken Astronomie und Astrologie“* (München 1936. 378 S. in 4^o). Natürlich stürzten sich alle Fachleute sofort auf den neuen Text. Franz Cumont konnte ihn noch weitgehend in seinem Werk *„L’Egypte des astrologues“* als Quelle heranziehen (1937), und inzwischen hat ihm der französische

sische Gelehrte F e s t u g i è r e ein besonderes Buch gewidmet: „La Révélation d'Hermès Trismégiste. I.“ (1944).

Für Roscher's „Lexikon der griechischen und römischen Mythologie“ hatte B o l l den Artikel „Sternbilder“ übernommen, aber nicht vollenden können. Auf Veranlassung Reitzensteins und Warburgs wurde das Manuskript Gundel übergeben, und mit Bolls und seinem eigenen Riesenmaterial arbeitete er den Artikel aus, der mit über 200 enggedruckten Spalten und Bildern eine ganze Monographie, zum allergrößten Teil ein Werk Gundels, geworden ist: „*Sternbilder, Sternglaube und Sternsymbolik bei Griechen und Römern*“ (Roscher's Lexikon VI 1937 Sp. 861—1071).

In seinen letzten Lebensjahren beschäftigten Gundel neben den Artikeln für die „Real-Encyclopädie“ (die großen Beiträge *Paranattellonta*“ (62 Sp.), „*Parthenos*“ (22 Sp.) und „*Paulos Alexandrinus*“ (11 Sp.) sind bisher nur im Sonderdruck in der oben genannten Gedächtnisschrift zugänglich, während „*Pisces*“ (9 Sp.) erst in Bd. XX erscheinen wird) und für das „Reallexikon für Antike und Christentum“ (*Alchemie, Astralreligion, Astrologie, Astronomie*, 1942 u. 1943) vor allem die Vorarbeiten für ein „*Handbuch der antiken Astrologie*“, das im Rahmen des von Walter Otto herausgegebenen „Handbuchs der Altertumswissenschaft“ als selbständiger Band vorgesehen ist. Nach Gundels gelegentlichen Äußerungen sollte das „sein eigentliches Lebenswerk“ werden. Seit 1928 hat er an diesem für die Forschung dringend notwendigen Werk gearbeitet, von deutschen Gelehrten war er der einzige, der es schreiben konnte. Große Teile, besonders der wichtige Abschnitt über die Geschichte der Astrologie liegen druckfertig vor, zu früh hat aber der Tod ihm die Feder aus der Hand genommen. Wir können nur hoffen, daß sein Sohn als Verwalter des wissenschaftlichen Nachlasses mit Hilfe der umfassenden Vorarbeiten und der zum Glück erhalten gebliebenen reichen Handbibliothek seines Vaters sich in die schwierige Materie einarbeitet und das Werk zu Ende führt, wie ihm schon jetzt die Vollendung einer ebenfalls nicht abgeschlossenen Arbeit, des Artikels „*Planeten*“ für die Real-Encyclopädie, gelungen ist.

Seit 1924 plante Gundel eine Neuausgabe der für die antike Astrologie sehr wichtigen Eisagoge des Paulos Alexandrinos; Cumont hatte ihm dafür die von Boudreaux hinterlassenen Handschriften-Abschriften und Collationen zur Verfügung gestellt; wie weit Gundel selbst mit den Vorarbeiten gekommen ist, geht aus dem oben erwähnten Artikel „Paulos Alexandrinos“ hervor. Es ist so viel, daß man hoffen darf, daß diese kritische Ausgabe auch noch zustande kommt.

Von dem Riesenfleiß und -wissen Gundels zeugen auch die vielen Buchbesprechungen, die er für führende Rezensionszeitschriften wie den Gnomon, die Deutsche Literaturzeitung, die Göttinger gelehrten Anzeigen schrieb, und die Menge der kleineren und größeren Aufsätze, von denen ich nur ein paar erwähnen kann: *Textkritische und exegetische Bemerkungen zu Manilius* (Philologus LXXI 1926), *Die Herkunft unserer Gestirnnamen* (Welt und Mensch VII. VIII 1926), *Individualschicksal, Menschentypen und Berufe in der antiken Astrologie* (Jahrbuch der Charakterologie IV 1927), *Religionsgeschichtliche Lesefrüchte aus lateinischen Astrologenhandschriften* (Mélanges Franz Cumont 1936), *Zur Herkunft unserer Wochentagsnamen* (Volkskundliche Ernte. Festschrift H. Hepding 1938). Seit 1925 war Gundel regelmäßiger Mitarbeiter der Zeitschrift „Die Sterne“. Für die 15. Aufl. des Brockhaus'schen Konversationslexikons lieferte er den Beitrag „Astrologie“ (1928), für die Neuauflage von „Religion in Geschichte und Gegenwart“ V (1931): *Griechisch-römisches Weltbild*.

Bei dem hohen Ansehen, dessen sich Gundel als Forscher erfreute, ist es natürlich, daß er oft zu Vorträgen über sein Arbeitsgebiet aufgefordert wurde. In vielen deutschen Städten hat er in den Jahren 1920—35 gesprochen und dabei auch aufklärend gegen die moderne Astrologie gewirkt. Eine Eingabe an die Reichsregierung, gegen diesen Unfug mit gesetzlichen Maßnahmen vorzugehen (1933), ist von ihm mitunterzeichnet. Als nach der Flucht Rudolf Heß' eine Razzia gegen die Astrologen einsetzte, hat in Gießen die Gestapo ausgerechnet Gundel verhaftet und nach Darmstadt gebracht, wo allerdings der Irrtum rasch klargestellt wurde.

Wenn man eine Liste der von ihm an der Universität gehaltenen oder angezeigten Vorlesungen und Übungen durchsieht, bemerkt man, daß er über sein eigentliches Forschungsgebiet hinaus in weiten Gebieten der griechischen und römischen Philologie zu Hause und durch Verfolgung der wissenschaftlichen Literatur und Mitarbeit in der Lage war, sie in anregendem Vortrag den Studenten nahezubringen.

Am 11. Mai haben wir im Erdgeschoß der durch Bombenangriffe stark beschädigten Kapelle des neuen Friedhofs von Wilhelm Gundel Abschied genommen. Nur ein kleiner Kreis nahm an der stillen Totenfeier teil, der Sohn war noch in Gefangenschaft. Am Sarg sprach für die Universität der Rektor Prof. Dr. R a u c h, für die Fakultät der Dekan Prof. Dr. W. F i s c h e r, der seiner Leistungen in der Wissenschaft und seiner Universitäts-Tätigkeit ehrend gedachte, und als Vorsitzender des Alpenvereins Gießen fand Prof. Dr. R u d o l p h ergreifende Worte, in denen er uns den Menschen, den Naturfreund Gundel noch einmal vor Augen stellte. Für die Burschenschaft Alemania legte Studienrat K a r l S c h m i d t Blumen als letzten Abschiedsgruß am Sarge nieder.

Aus einem Brief A l b e r t R e h m s an die Witwe teilt mir Hans Gundel die folgenden Worte mit, mit denen diese Lebensskizze abgeschlossen sei:

„Es drängt mich zu sagen, daß mir über diesem zu früh abgeschlossenen Leben eine gewisse Tragik zu liegen scheint: die große Lebensleistung Wilhelm Gundels hat im Ganzen doch nicht die Anerkennung gefunden, die sie verdiente, — eben deshalb, weil so wenige von diesen Dingen etwas verstehen. Es war heroischer Dienst an der Wissenschaft, geleistet mit reinem Herzen um der Sache willen . . . Dieses edle Menschentum habe ich stets aufs höchste geschätzt und dazu einen Fleiß, den keine Mühe bleichte.“

Vorträge der Gießener Hochschulgesellschaft.

Die Gießener Hochschulgesellschaft veranstaltete im Jahre 1949 folgende Vorträge:

Oberregierungsrat Dr. Robert Jäger (z. Zt. in Ockstadt bei Bad Nauheim) sprach am 22. Januar über das Thema: „Der Mensch in der Strahlungsumwelt.“

Der Nobelpreisträger Prof. Dr. Otto Hahn (Göttingen) sprach am 22. Februar über: „Nutzbarmachung der Energie der Atomkerne.“

Dr. Melchers (Kassel) sprach am 25. Februar über: „Chinesische Tempelbauten.“

Dr. Schenck zu Schweinsberg (früher in Gotha, jetzt Wiesbaden) sprach am 20. Mai über „Die Kunst der Brüder van Eyck.“

Dr. Eduard Berend (früher Berlin, jetzt Genf) sprach am 21. Juli über „Jean Paul in seiner und in unserer Zeit.“

Bei der Jahreshauptversammlung am 9. Juli sprachen Prof. Dr. H. Böning (Gießen) über „Grundlagen und Grenzen wissenschaftlicher Seelenkunde“, und Prof. Dr. Ernst Küster (Gießen) über „Goethe als Botaniker.“

Dr. Hermann Buddensieg (Heidelberg) sprach am 18. November über „Goethes Dichter-Sein“ und veranstaltete am 19. November eine Vorlesung einiger Abschnitte seines Werkes: „Die Götter Griechenland“ (mit nachfolgender Diskussion).

Dr. René Prevot (München) sprach am 16. Dezember über den „Humanismus im heutigen Frankreich“.

Der Festvortrag des Herrn Prof. Dr. Böning ist im vorliegenden Bande abgedruckt; ebenso der Goethe-Vortrag von Herrn Dr. Buddensieg. Über einige weitere Vorträge berichten wir auf den nachfolgenden Seiten.

Dr. Robert Jäger:

„Der Mensch in der Strahlungs-Umwelt.“

Ausgehend von der Frage, ob die Umweltfaktoren oder die im Erbgut eingeschlossenen Potenzen den wesentlichen Anteil an der Bildung des Menschentyps haben, wird der biologische Einfluß der Strahlungsfaktoren betrachtet.

Unter den Strahlungseinflüssen, die das Bild der radiologischen Umwelt der Menschen in unserem Zeitalter grundlegend ändern, sind aus biophysikalischen Gründen besonders die Strahlen hoher Quantenenergie wichtig. Sie wirken durch Ionisierung und Anregung der Atome und in weiterem Maße durch chemische Reaktionen und noch nicht genauer bekannte Mechanismen der biologischen Wirkung. Von diesem Standpunkt aus wird das Licht nur kurz gestreift, dafür aber der grundlegende Vorgang der Quantenbiologie (Jordan) und der Treffertheorie, die auf Dessauer zurückgeht, erläutert.

Durch die neu entdeckten Strahlenarten (Neutronen, Protonen) und Strahlen höchster Energie des Betatrons und Cyclotrons ist es möglich, den Wert der Ionisationsdichte im Verhältnis 1:10000 zu variieren. An Hand von Bildern werden die verschiedenen makroskopisch manifestierten Strahlenschäden gezeigt, unter denen die Erhöhung der spontanen Mutationsrate für die nach allen bisher vorliegenden Untersuchungen kein Schwellenwert vorhanden ist, die größte Aufmerksamkeit beanspruchen muß. Aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen ist der Schluß zu ziehen, daß die Mutationen zum überwiegenden Teil einen vital negativen Einfluß haben. Die zum Teil naturphilosophischen Folgerungen aus der Erkenntnis, daß die Träger der erblichen Potenzen, die Gene, einzelne Moleküle sind und aus diesem Grunde den statistischen Gesetzen der Quantenphysik gehorchen müssen, werden kurz gestreift.

Da der Kreis der Personen, die durch diagnostische und therapeutische Behandlung mit Strahlen hoher Quantenenergie zusammen kommen, immer größer wird und sich z. B. in Schweden innerhalb von 15 Jahren ungefähr verzehnfacht hat, ist die Kenntnis

der Größe der Strahlengefährdung ein wichtiges Problem. Nach den Forschungen von Timoféeff-Ressovski und Stubbe ist durch direkte Bestrahlung der Keimdrüsen mit 30 Röntgen (r) mit einer Verdoppelung der spontanen Mutationsrate zu rechnen. Diese Dosis wird bei $1 \cdot 10^{-9}$ r/s in rund 30 Jahren erreicht.

Diese willkürlich als zulässig angesetzte untere Grenze bedeutet etwa das 100fache der natürlichen auf den Menschen einwirkenden kosmischen Höhenstrahlungsdosis. Die genannte Grenze wird in der Praxis nicht gefordert, sondern man verlangt die Einhaltung von ungefähr 0,025 Röntgen/Tag (r/d), was ungefähr dem zehnfachen Wert entspricht.

Eine Betrachtung der Einflüsse der radioaktiven Welt, deren biophysikalische Erforschung hauptsächlich Rajewsky und seinen Mitarbeitern zu verdanken ist, führt zu dem Ergebnis, daß bei der Inkorporation radioaktiver Spuren durch Atemluft, Nahrung und dergleichen eine toxische Größe schon bei weniger als 1 Millionstel Gramm Radiumäquivalenz erreicht wird. Hierbei liegt die von Rajewsky gefundene Toleranzgrenze deutlich bei dem rund 100fachen Wert der natürlich im Organismus vorhandenen Spuren.

Während also bei der Lichtstrahlung dem Menschen recht weite Grenzen gesetzt sind, ist die Spanne zwischen natürlicher Strahlungsdosis und schädlicher Dosis bei den Strahlungen hoher Quantenenergie sehr gering, sodaß es naheliegend ist, ein Strahlungsgleichgewicht für den Menschen anzunehmen, aus dem er sich ohne deutlich manifestierte Schäden nicht hinaus bewegen darf. Unter diesem Gesichtspunkt wird es offenbar, welche Gefahren durch die Freimachung der Atomenergie auftauchen. Ganz abgesehen von den Folgen einer Atomexplosion, bildet auch bei der wirtschaftlichen Ausnutzung der Atomenergie der Strahlenschutz ein Problem, das die intensive Zusammenarbeit von Physikern, Biologen, Medizinern, Technikern und Sozialhygienikern erfordert.

Diese Frage, ebenso wie das gesamte Gebiet der Biophysik bildet ein verlockendes Tätigkeitsfeld für eine Gemeinschaftsarbeit der verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften.

Prof. Dr. O. H a h n :

Der Vortragende machte zu Beginn seiner Ausführungen die Zuhörerschaft mit den wichtigsten Begriffen und Erscheinungen der Kernphysik vertraut. Die Atomkerne der 92 chemischen Elemente bauen sich aus den beiden Grundbausteinen, dem elektrisch positiv geladenen Proton und dem ungeladenen Neutron auf. Sie unterscheiden sich nur durch die Zahl der Protonen und Neutronen. Man ordnet die Elemente nach der in ihrem Kern vorhandenen Protonenzahl, die gleich der Zahl der Elektronen in der Atomhülle und damit für die chemischen Eigenschaften bestimmend ist. Ändert sich die Protonenzahl im Kern, so entsteht der Kern eines anderen Elementes. Ändert sich nur die Neutronenzahl, so erhält man einen isotopen Kern. Die Entdeckung der natürlichen Radioaktivität zeigte, daß solche Elementumwandlungen in der Natur seit Jahrmillionen vor sich gehen. Rutherford wandelte zum ersten Male (1919) Kerne künstlich um, indem er Stickstoff mit sehr schnellen Heliumkernen eines radioaktiven Präparates beschuß und Sauerstoffkerne erhielt. Mit der Entdeckung des Neutrons durch Chadwick (1932) gewann man ein Geschöß, welches vom elektrischen Feld des Kernes nicht beeinflußt wird und leichter in den Kern eindringt. Fast alle Elemente konnten nun in benachbarte umgewandelt werden. Hahn und Straßmann machten die große Entdeckung, daß das Uranisotop mit der Masse 235 beim Beschuß mit langsamen Neutronen in zwei nahezu gleich schwere Elemente zerfällt. Dabei wird die sehr große Bindungsenergie frei und, wie Joliot entdeckte, werden außerdem einige Neutronen emittiert, die wiederum auf Urankerne treffen können. Dieser Kernprozeß ist also geeignet, eine sehr energiereiche Kettenreaktion einzuleiten, die zu einer gewaltigen Explosion anwachsen oder bei geeigneter Steuerung als Energiequelle dienen kann.

Prof. Hahn wies am Ende seines Vortrags mit Nachdruck darauf hin, daß die auf diesem Gebiete tätigen Wissenschaftler ihre Aufgabe in der Weiterentwicklung der friedlichen Ausnutzung der Kernprozesse sehen. Prof. Hanle dankte dem Gaste im Namen der Gießener Hochschulgesellschaft und der Gießener Studenten,

denen Prof. Hahn den Ertrag seines Vortrages in großherziger Weise zur Verfügung gestellt hat. Der Dekan würdigte die Arbeit des Forschers und erinnerte die Zuhörer daran, daß nicht allein Intuition, sondern jahrelange, mühevoll, geduldige und saubere Arbeit eine Entdeckung langsam hervorbringen. Ohne weitreichende materielle Hilfsmittel ist eine solche aber nicht möglich. Die Mittel, die den Forschungsstätten, insbesondere auch unserer Gießener Hochschule, zur Verfügung stehen, sind sehr gering. Prof. Hanle richtete einen dringenden Appell an die Zuhörer, vor allem an die Besucher aus den Kreisen der Wirtschaft und Industrie, die Hochschulgesellschaft in ihrem Bemühen um die materiellen Grundlagen der Hochschule zu unterstützen.

gez. Dr. Albert Schmillen.

Dr. Eduard Berend (Genf):

„Jean Paul in seiner und in unserer Zeit“.

Jean Paul wurde früher nicht selten als drittgrößter deutscher Dichter neben Goethe und Schiller gestellt. Wenn er diesen beiden auch gewiß nicht ebenbürtig und überhaupt nicht eigentlich ein klassischer Dichter war, so bildete er doch durch seine realistischen Schilderungen des deutschen Lebens seiner Zeit, besonders des deutschen Kleinbürgertums, durch seine Gemühtiefe und besonders durch seinen unvergleichlichen Humor eine notwendige und historisch wichtige Ergänzung zu dem weimarischen Klassizismus. Der Vortragende erörterte Jean Pauls Verhältnis zu den wechselnden geistigen Strömungen des 18. und 19. Jahrhunderts, zum Rationalismus, zum Sturm und Drang, zur Romantik, zum Jungen und Jüngsten Deutschland usw. Überall zeigen sich deutliche Berührungspunkte, aber auch starke Unterschiede, so daß sich der Dichter schließlich nirgends einordnen läßt, sondern ein Einzelgänger, ein Outsider, ein homo sui generis bleibt. So passen auch seine Werke in keine der herkömmlichen ästhetischen Gattungen, sondern bilden eine nur für ihn passende eigne Spezies. Sein Ruhm hat schon zu seinen Lebzeiten und mehr noch nach

seinem Tode eine auf- und absteigende Kurve beschrieben, aber er hat immer eine treue, geistig hochstehende, wenn auch nicht allzu zahlreiche Gemeinde gehabt; und heute mehr als je verdienen seine Schriften als eine unerschöpfliche Quelle von Tiefsinn, Gefühlsinnigkeit, Poesie, Witz und Humor, als reinste Offenbarungen des „anderen Deutschlands“ studiert und beherzigt zu werden.

Bericht über die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft

am 9. Juli 1949 im Sitzungssaal der Industrie- und Handelskammer Gießen

- Tagesordnung: 1. Geschäftsbericht des Vorstandes für das Jahr 1948
2. Kassenbericht
3. Entlastung des Vorstandes
4. Wahl eines Vorstandsmitgliedes
5. Verschiedenes.

Anstelle des Vorsitzenden eröffnete der Schatzmeister, Herr Bankdirektor Bleyer, die Versammlung um 16.30 Uhr und begrüßte die Erschienenen, unter ihnen besonders den Vertreter des Rektors, Herrn Prorektor Professor Dr. Ullrich, und dankte für ihr Erscheinen. Er führte sodann folgendes aus:

„Den heutigen Bericht muß ich beginnen mit dem Ausdruck der Trauer über den Verlust einer Anzahl von Mitgliedern, die seit der letzten Hauptversammlung von uns gegangen sind. Es sind dieses:

Frau Marie Adami, Gießen

Generaldirektor Dr. Bierwes, Berlin

Professor Dr. Otto Eger, Gießen.

Bankdirektor i. R. Ludwig Griebbauer, Gießen.

Der beiden Letztgenannten, langjährige Vorstandsmitglieder, die sich um die Gießener Hochschulgesellschaft besonders verdient gemacht haben, wird in der anschließenden Festsitzung noch besonders gedacht werden. Ich darf sie bitten, sich zu Ehren der Verstorbenen von Ihren Plätzen zu erheben (geschieht).“

Zu Punkt 1 der Tagesordnung erstattete Herr Bleyer folgenden Bericht:

„Das Geschäftsjahr 1948 hat für unsere Gesellschaft durch die Geldumstellung eine schwere materielle Einbuße gebracht. Wir haben von unseren früheren ansehnlichen Vermögen den größten Teil verloren und mußten wieder einmal von vorne anfangen. Näheres hierüber werden Sie aus dem Kassenbericht entnehmen, der Ihnen nachher vorgelegt werden wird. Wenn wir davon absehen, können wir aber doch mit der Entwicklung unserer Gesellschaft einigermaßen zufrieden sein, vor allem deshalb, weil es

uns durch intensive Werbung gelungen ist, die Zahl unserer Mitglieder wieder ansehnlich zu erhöhen. Sie betrug Ende 1947 329 und Ende 1948 414, so daß ein Zuwachs von 85 zu verzeichnen ist. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß wir auch eine größere Anzahl von Abmeldungen hatten, besonders im II. Semester, weil die Geldumstellung eine größere Zahl unserer alten Mitglieder aus materiellen Gründen zum Austritt veranlaßte. Andererseits konnten wir im Laufe des Jahres einige unserer früheren Mitglieder wieder heranziehen, die durch den Verlust unserer Unterlagen im letzten Kriegsjahr erst wieder neu festgestellt werden mußten. Ganz ist uns das noch nicht geglückt. Trotz unserer stark verringerten Vermögensmittel nach der Geldumstellung waren wir in der Lage, ansehnliche Zuwendungen, auch in D-Mark, zu bewilligen. Die gesamten Beihilfen, die wir gewährt haben, setzen sich wie folgt zusammen:

Zoolog. Institut		RM	800.—
Hochschulbibliothek		„	625.—
Physikal. Institut		„	5000.—
Vet. anatom. Institut		„	4000.—
Botan. Institut	RM	99.15	zus. RM 10.524,15,
für den Wiederaufbau des Studentenhauses		DM	4000.—
für den Wiederaufbau der Chirurg. Klinik		„	20000.—
Botan. Institut		„	190.—
Hochschulbibliothek	„	150.—	zus. DM 24.340,—.

Die Aufbringung der RM-Beträge war bei unserer Kassenlage kein Problem. Die Beihilfen, die wir in D-Mark bewilligt haben, konnten aus den laufenden Mitgliedsbeiträgen natürlich nicht aufgebracht werden. Das war nur durch Sonderspenden möglich, die uns in Höhe von DM 22.800,— zufflossen. Es sei an dieser Stelle diesen Spendern nochmals herzlich gedankt, insbesondere der Firma Ernst Leitz, Wetzlar, die den weitaus größten Teil des Betrages zur Verfügung gestellt hat mit der Zweckbestimmung, ihn für den Wiederaufbau der Chirurgischen Klinik und des Studentenhauses zu verwenden, was geschehen ist. Unser Dank gilt aber auch unserem früheren, leider zu früh verstorbenen Vorsitzenden, Herrn Professor Eger, der unermüdlich für unsere Gesellschaft gewirkt und damit für unsere Hochschule unschätzbare Dienste geleistet hat.

Nach der Geldumstellung haben wir zur Abhilfe materieller Notlagen kleinere Darlehen an einige Dozenten gewährt, die sich auf insgesamt DM 1262.60 belaufen haben, von denen im Geschäftsjahr DM 410.— wieder zurückgezahlt wurden. Der Bestand an diesen Darlehen belief sich also am Ende des Jahres noch auf DM 852.60, deren Rückzahlung zum Teil schon in diesem Jahre erfolgt ist oder noch erfolgen wird.

Im Jahre 1948 haben wir wieder eine Reihe von Vorträgen veranstaltet. Im allgemeinen erheben wir mit einigen Ausnahmen für diese Veranstaltungen jetzt keine Eintrittsgelder mehr, weil wir glauben, sie der Allgemeinheit zugänglich machen zu sollen und damit auch werbend für unsere Gesellschaft zu wirken.

Es fanden folgende Vorträge statt:

- am 8. Mai von Herrn Professor Dr. A. M. Königer, Bonn über das Thema: „Die Typik und Symbolik des Großen-Lindener Kirchenportals“ mit Lichtbildern;
- am 10. Juni von Herrn Dr. G. F. Hartlaub, Heidelberg über das Thema: „Das Rätsel von Dürers „Melancholie“ und verwandter Kunstwerke der Renaissance (H. Baldung, Giorgione, Raffael, Michelangelo u. a.)“ mit Lichtbildern;
- am 8. Juli von Herrn Professor de Rudder, Frankfurt/M., über das Thema: „Epidemische Kinderlähme“.

Das Nachrichtenheft für 1949 ist in Arbeit und dürfte in der allernächsten Zeit zur Ausgabe gelangen. Es wird unseren Mitgliedern wieder kostenlos zugestellt werden. Die Arrangierung der Vorträge und die Redigierung des Nachrichtenheftes sind wieder durch Herrn Professor Dr. Küster erfolgt, dem wir für seine umfangreichen Bemühungen, denen er sich unterzogen hat, besonders zu danken haben.

Es ist z. Zt. schwierig, neue Mitglieder heranzuziehen und ebenso, Sonderzuwendungen zu erhalten, wie es in früheren Jahren in großem Umfang geschehen ist. Die Verknappung des Geldes, die untragbar hohen Steuern, geben dem Einzelnen kaum noch die Möglichkeit, etwas zu erübrigen und daher wird auch für uns die Lage in der kommenden Zeit nicht rosig sein. Sie hat sich im laufenden Jahre nicht unerheblich verbessert durch den guten Eingang der Mitgliedsbeiträge, aber es ist immer noch ein bescheidenes Kapital, das wir angesammelt haben, andererseits haben wir große Aufgaben zu erfüllen und wenn wir das tun wollen, müssen wir uns weiter bemühen, unsere Gesellschaft auf eine breitere Basis zu stellen. Ich möchte daher an dieser Stelle nochmals eindringlich bitten, für die Hochschulgesellschaft zu werben und ihr neue Mitglieder zuzuführen. Sie erfüllen damit eine hohe Aufgabe, helfen unserer Hochschule und schaffen mit die Voraussetzungen für ihren weiteren Ausbau, der, so wollen wir hoffen, eines Tages unsere alte Universität wieder erstehen lassen wird.“

Zu Punkt 2 der Tagesordnung erstattete der Schatzmeister den Kassenbericht für 1948, der sich aus der Anlage ergibt.

Zu Punkt 3 der Tagesordnung: Die Versammlung erteilt dem Vorstand Entlastung.

Zu Punkt 4 der Tagesordnung: Nach dem Tod des Vorstandsmitgliedes Herrn Professor Dr. Eger hat der Vorstand gemäß §§ 7 und 8 der Satzung in seiner Sitzung vom 25. 5. 1949 Herrn Professor Dr. Boening zum Vorsitzenden gewählt. Die Hauptversammlung bestätigt diese Wahl einstimmig, die für die Dauer von drei Jahren erfolgt, d. h. also bis zum 30. 9. 1952.

Zu Punkt 5 der Tagesordnung: Es wird angefragt, ob der Jahresbeitrag von DM 10.— unter gewissen Voraussetzungen nicht ermäßigt werden kann, da es manchem interessierten Mitglied unter den heutigen Verhältnissen schwer fällt, diesen Beitrag aufzubringen. Solche Ermäßigungen sind bisher schon in einzelnen Fällen erfolgt, insbesondere für Jung-Akademiker, und es soll daran festgehalten werden.

Es wird erneut angeregt, an die Doktoranden beim Ausscheiden aus der Hochschule heranzutreten und sie anzuregen, aus Dank für ihre genossene Ausbildung die Mitgliedschaft der Gießener Hochschulgesellschaft zu erwerben. Es wird im Benehmen mit dem Rektor das Erforderliche veranlaßt werden.

Herr Dekan Vogel, Bruchenbrücken, beantragt, die Gießener Hochschulgesellschaft möge sich dafür einsetzen, daß die alte Gießener Universität wieder hergestellt werde, deren Schließung auf das Tiefste zu bedauern sei. Herr Professor Ullrich gab hierzu einige Erklärungen ab, in denen er zum Ausdruck brachte, daß von seiten der Hochschule nichts unterlassen werde, um dieses Ziel zu erreichen. Es sei gelungen, einen Gesetzentwurf durchzubringen, durch den die Medizinische Akademie nach Gießen komme, außerdem ist mit der Errichtung einer forstwissenschaftlichen Fakultät zu rechnen, so daß dann die Hochschule über drei Vollfakultäten verfügen werde neben der medizinischen Akademie. Es seien Bestrebungen vorhanden, und nichts werde unversucht bleiben, Gießen zu einer ersten Hochschule für Biologie und Naturwissenschaft zu machen. Die Zahl der Studierenden sei mit annähernd 1000 höher als früher.

Nach einer kurzen weiteren Debatte schloß die Sitzung gegen 17.30 Uhr, worauf man sich zu der Hochschulaula begab, in der sich eine große Anzahl von Gästen versammelt hatte, um an der

Festsitzung

teilzunehmen. Herr Bankdirektor Bleyer begrüßte die Erschienenen anstelle des Vorsitzenden, der soeben erst in der vorangegangenen Hauptversammlung gewählt worden war, und zwar in der Person des Herrn Prof. Dr. Boening, den er der Versammlung als den zukünftigen Leiter der Geschicke der Gießener Hochschulgesellschaft vorstellte. Diese werde auch in Zukunft nach den alten bewährten Grundsätzen geführt werden und hoffe, auch weiterhin eine Stütze für unsere Hochschule sein zu können.

Herr Professor Boening nahm sodann das Wort zu einem Vortrag über „Grundlagen und Grenzen der wissenschaftlichen Seelenkunde“. Er ge-

dachte hierbei auch mit warmen Worten des verstorbenen bisherigen Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Eger und des ebenfalls verstorbenen langjährigen Vorstands- und Ehrenmitglieds Bankdirektor i. R. Ludwig Griebauer. Der Wortlaut seiner Rede wird an anderer Stelle dieser Schrift gebracht.

Anschließend sprach Herr Professor Dr. Küster über „Goethe als Botaniker“. Die Vorträge fanden lebhaften Beifall.

In einem Schlußwort appellierte Herr Bleyer an die Erschienenen, bat sie, ihr Interesse der Hochschulgesellschaft zu erhalten und für sie zu werben, damit sie ihre Aufgaben in noch höherem Maße als bisher erfüllen könne. Bisher habe sie in den Jahren 1924 bis 1948 rund RM 264.000.— gestiftet und seit der Geldumstellung schon wieder rund DM 44.000.—, was allerdings nur möglich war auf Grund hochherziger Spenden, für die er auch an dieser Stelle dankte. Von den Zuwendungen seien erhebliche Beträge für den Wiederaufbau der Kliniken und des Studentenhauses bewilligt worden. Herr Bleyer beschloß seine Ausführungen mit den Worten: „Kommen Sie zu uns und reihen Sie sich in den Kreis der Freunde und Förderer unserer Gesellschaft ein und, soweit Sie es schon sind, bewahren Sie uns Ihre Anhänglichkeit und Treue! Damit dienen Sie einer großen Sache im Interesse unserer studentischen Jugend, unserer deutschen Wissenschaft und unseres deutschen Vaterlandes!“

Die einzelnen Ausführungen waren umrahmt von musikalischen Darbietungen, in denen ein Studenten-Quartett Werke von Beethoven und Mozart zum Vortrag brachte.

Ein großer Teil der Anwesenden begab sich dann zum Botanischen Garten, wo unter Führung von Herrn Professor Küster eine Besichtigung, vor allem des neu erstellten Gewächshauses, stattfand, und bei der der Genannte in einem kurzen Vortrag nähere Erläuterungen gab.

Ein kleiner Imbiß, der gereicht wurde, erfrischte die Erschienenen nach den Anstrengungen des Nachmittags, der aber allen einige genußreiche Stunden gebracht hatte.

Kassenbericht für das Jahr 1948.

Reichsmarkrechnung für die Zeit vom 1. Januar bis 20 Juni 1948

Vortrag aus dem Jahr 1947 RM 83.502,—

I Einnahmen

Mitgliedsbeiträge	RM 11.369,—	
Sonderbeiträge	2.071,50	
Aus Vortragsveranstaltungen	242,—	
Aus Verkauf von Nachrichtenheften	245,25	
Darlehensrückzahlung der klin. Anstalten	24.000,—	
Rückerstattete Gehaltszahlung	772,70	38.700,45
		<u>122.202,45</u>

II Ausgaben

Verwaltungskosten	255,—	
Zuwendungen	10.524,15	
Plakate, Anzeigen etc.	1.037,60	
Drucksachen, Porti, Telefon etc.	263,03	
Bankspesen	49,—	12.128,78
Ergibt ein Bankguthaben per Juni 1948 von	RM 110.073,67	

DMarkrechnung für die Zeit vom 21. Juni bis 31. Dezember 1948

50% Freibetrag aus RM-Umstellung	DM 5.503,68
20% Freibetrag aus D-Mark-Festkonto	1.100,74

I Einnahmen

Mitgliedsbeiträge	835,—	
Sonderbeiträge	22800,—	
Aus Verkauf von Nachrichtenheften	154,—	
Darlehensrückzahlungen	410,—	
Bankzinsen	61,41	24.260,41

II Ausgaben

Verwaltungskosten	145,—	
Zuwendungen	24.340,—	
Gewährte Darlehen	1.262,60	
Plakate, Anzeigen etc.	121,60	
Drucksachen, Porti, Telefon etc.	194,41	
Druck der Nachrichtenhefte	969,—	
Bankspesen	105,22	27.137,83
Ergibt ein Bankguthaben per 31. Dez. 1948 von	DM 3.727,—	

Liste des Vorstandes und der Mitglieder

nach dem Stand von Ende Mai 1950.

Vorstand

Boening, Heinz, Dr., Univ.-Professor, Gießen, Vorsitzender.
Rinn, Ludwig, i. Fa. Rinn & Cloos A. G., Heuchelheim, stellv. Vorsitzender.
Bleyer, Ernst, Bankdirektor, Gießen, Schatzmeister.
Küster, Ernst, Dr. Dr. h. c., Univ.-Professor, Gießen, stellv. Schatzmeister.
Dumur, Henri, Dr. h. c. Fa. Ernst Leitz GmbH., Wetzlar.
Ihring, Hans, Brauereibesitzer, Lich.
Rolfes, Max, Dr., Univ.-Professor, Rektor der Hochschule Gießen.
Rumpf, Karl, Dr., i. Fa. Jacob Rumpf & Sohn, Butzbach.
Schauder, Wilhelm, Dr., Univ.-Professor, Gießen.
Witte, Wilhelm, Dr. ing., Bergwerksdirektor, Wetzlar.

Ehrenmitglieder

Leitz, Ernst, Dr. ing. e. h., i. Fa. Ernst Leitz GmbH., Wetzlar.
Rinn, Ludwig, i. Fa. Rinn & Cloos A. G., Heuchelheim.

Mitglieder

Abermann, Martin, Baugeschäft, Gießen.
Ärzteschaft, Gießen.
Aktien-Zuckerfabrik Wetterau, Friedberg.
A. H. Bund der Burschenschaft Frankonia, Gießen.
Altherrenverband der Burschenschaft Germania, Gießen.
A. H. V. Corps Hassia, Gießen.
Alemannia, Gießen.
Alsfelder Möbelfabrik & A. Türpe jun. GmbH., Alsfeld.
Amend, Willy, Gießen.
Andreae, Wilhelm, Professor i. R., Dr. Gießen.
Angelberger, Wilhelm, Oberstudiendirektor i. R., Gießen.
Arnold, Bankdirektor, Gießen.
Ast, Arthur, Firma, Gießen.
Auler, Wilhelm, Professor Dr., Gießen.
Avenarius-Herborn, Heinrich, Dr., Gau-Algesheim.
Bänninger GmbH., Gießen.
Bänninger, Max, Fabrikant, Gießen.

Bahr, Georg, Apotheker, Wetzlar.
Balzer, August, Fabrikant, Gießen.
Baselt, Kurt, Volkswirt, Mainzlar.
Bausch, Med. Rat Dr., Nervenarzt, Darmstadt-Eberstadt.
Bayerlein, Karl, Dipl.-Ing., Dortmund.
Bechert, Karl, Professor Dr., Gau-Algesheim.
Becker, Dr. J., Ludwigshöhe b. Oppenheim.
Behrens, Martin, Professor Dr., Dillenburg.
Beller, Karl, Professor Dr., Gießen.
Bender, Dr. med. dent., Gießen.
Berge, Robert Ewald, Professor Dr., Gießen.
Berger, Adolf, Apotheker, Gießen.
Bergmann, Ludwig, Professor Dr., Wetzlar.
Bindemann, Gotthilf, Dr., Herborn.
Bleyer, Ernst, Bankdirektor, Gießen.
Blödorn, Rudolf, Apotheker, Allendorf/Lda.
Blumschein, Ernst, Redakteur, Gießen.
Boening, Heinz, Professor Dr., Gießen.
Boerner, Hermann, Professor Dr., Gießen.
von Boguslawski, Eduard, Professor Dr., Gießen.
Bohnstedt, Rudolf M., Professor Dr., Gießen.
Boller, Carl, Dr., Chemiker, Gießen.
Bosch y Gimpera, Professor Dr., Barcelona.
Brückel, Karl, Druckereibesitzer, Gießen.
Brüggemann, Alfred, Professor Dr., Gießen.
Brümmer, Th., Dr. med., Farbwerke Hoechst.
Buchacker, Wilhelm, Dr. med., Arzt, Atzbach.
Buderussche Eisenwerke, Wetzlar.
Buding, Dr. med. vet., Tierarzt, Hofgut Heibertshausen.
Bücking, Hans Jakob, Fabrikant, Alsfeld (Oberhessen).
Bürker, Karl, Professor Dr., Tübingen.
Cermak, Paul, Professor Dr., Gießen.
Chem. Fabrik Albert, Amöneburg bei Mainz.
Cloos, Heinrich, Gießen.
Coretti, Kornel, Dr., Tierarzt, Gießen-Klein-Linden.
Crönlein, Georg, Pfarrer, Lich.
Czakó, Emmerich, Dr. ing. habil., Direktor der Stadtwerke Gießen.
Dalquen, Dr., Heldenbergen.
Dampfsägewerk B. Nuhn A. G., Lollar.
Dehner, Otto, Professor Dr., Tierarzt, Gießen.
Dell, August, Lizentiat, Herborn.
Deuster, Karl Josef, Pfarrer, Gießen.
Didier-Werke GmbH., Mainzlar.

Dinslage & Söhne, Ernst, Firma, Gießen.
 Dirksmüller, Hermann, Architekt, Gießen.
 Dittmer, Otto, Dr., Chemiker i. R., Gießen.
 Dönges, Karl, Dr. jur., Rechtsanwalt, Gießen.
 Dönges & Co., Ing., GmbH., Kohlebürstenfabrik, Krofdorf.
 Dornberger, Max, Apotheker, Gießen.
 Driesen, Albert, Dr., Wetzlar.
 Düttmann, Professor Dr., Essen.
 Dumur, Henri, Dr. h. c. Direktor, Wetzlar.
 Egner, Karl, Firma, Gießen.
 von Eicken, Professor Dr., Berlin.
 Eigler, Gerhart, Professor Dr., Gießen.
 Eisenkrämer, Albert, Köln-Rath.
 Elges, Hermann, Kaufmann, Gießen.
 Elsner, Werner, Dr., Bürgermeister, Gießen.
 Emmelius, Wilhelm, Direktor, Godesberg.
 Engelbach, Dr., Kammerdirektor, Assenheim.
 Engisch, Ludwig, Rechtsanwalt und Notar, Gießen.
 Engler, O. H., Dr., Oberbürgermeister, Gießen.
 Erb, geb. Lanz, Irmgard, Frau Dr., Gießen.
 Euler, Karl Friedrich, Dr., Gießen.
 Erdmann, Otto, Studienrat a. D., Landschulheim Burg Nordeck.
 Evangelische Landeskirche, Darmstadt.
 Eyer, A., Dr. med., Bad Nauheim.
 Faber, Ludwig, Dr. jur., Landesgerichtsrat a. D., Gießen.
 Feulgen, Robert, Professor Dr., Gießen.
 Fetzer, Siegbert, Dr. med., Arzt, Gießen.
 Fischer, Johann, Firma, Gießen.
 Fischer, Walter, Professor Dr., Marburg.
 Flörke, Wilhelm, Dr., Oberstudiendirektor, Gießen.
 Franke & Co., K. G., Firma, Gießen.
 Freudenberg, Gisela, Frau Dr., Wetzlar.
 Freund, Hugo, Dr., Garbenheim b. Wetzlar.
 Freund, Walther, Wetzlar.
 Frick, Paul, Professor Dr., Mainz.
 Frölich, Karl, Professor Dr., Gießen.
 Fuhr, Hermann, Geschäftsinhaber, Gießen.
 Funk, Georg, Professor Dr., Gießen.
 Gabriel, Gustav, Dr. med., Facharzt für Orthopädie, Bad Nauheim.
 Gärtner, Elisabeth, Frl., Apothekerin, Hungen .
 Gail, Georg, Dr. jur., Gießen.
 Gail, Georg Philipp, A. G., Firma, Gießen.
 Gastell, Otto, Dipl.-Ing., Mainz.

Geheeb, Anna, Frau Dr., Ärztin, Nordeck.
Geller, Robert, Optik, Gießen.
Gemeinde Bechtolsheim.
Gemeinde Biebelnheim.
Gemeinde Bodenheim.
Gemeinde Gabsheim
Gemeinde Hungen.
Gemeinde Lollar.
Gemeinde Selzen.
Gemeinde Schimsheim.
Gemeinde Vendersheim.
Gemeinde Wallertheim.
Gemeinde Wörrstadt.
Georges, Paul, Bankdirektor, Gießen.
Gerlach, Joseph, Oberreg.-Baurat a. D., Gießen
Geyer, Franz, Dr. med., Arzt, Gießen.
Glockner, Hermann, Professor Dr., Gießen.
Gordan, Paul-Heinz, Rechtsanwalt. Gießen.
Grieb, Hans, Fabrikant, Gießen.
Grieb, Hans-Heinrich, Dr., Dipl.-Volkswirt, Gießen.
Griebbauer, H. W., Dipl.-Kaufmann, München.
Grißmer, Adolf, Pfarrer, Gießen.
Groebler, Margarethe, Gießen.
Grote, Louis R., Professor Dr. med., Wetzlar.
Grünwald, Karl Erich, Fabrikant, Alsfeld.
Grützner, Anton, Dr. med., Gießen.
Gruner, Karl, Dr., Tierarzt, Friedberg.

Haas, Georg, Professor Dr., Gießen.
Haas, Otto, Dr., Sinn.
Habrich, August, Apotheker, Gießen.
Hagenauer, Hans, Kunstmaler, Gießen.
Hahn, Robert, Stud.-Rat, Gießen.
Hahn, Wilhelm, Möbelfabrikant, Gießen.
Haibach, R., Dr., Gießen.
Hallervorden, Dr., Gießen.
Hammermann, Dr. med., Gießen.
Handels- und Gewerbebank eGmbH., Gießen.
Haniel & Co., Franz, Firma, Mainz-Gustavsburg.
Hanreich, F. R., Dr., Geschäftsführer, Gießen.
Hanle, Wilhelm, Professor Dr., Gießen.
Heffter, Professor Dr., Freiburg i. Br.
Heidt, Karl, Dr., Gießen.
Helm, Professor Dr., Marburg.

Henrich, Adam, Theaterbesitzer, Bad Homburg v. d. H.
 Hensoldt Karl, Dr., Fabrikant, Wetzlar.
 Hensoldt & Söhne, M., Optische Werke A. G., Wetzlar.
 Hepding, Hugo, Professor Dr., Gießen.
 Hepding, Ludwig, Dr., Tierarzt, Darmstadt.
 Herberts & Co., GmbH., Lauterbach (Oberhessen).
 Hessinger, Eduard, Dr., Fabrikant, Bielefeld.
 Herzog, Georg, Professor Dr., Gießen.
 Hettler, Heinrich, Firma, Gießen.
 Heyl, Cornelius, Freiherr zu Herrnsheim, Dr., Schloß Herrnsheim.
 Heyland, Professor Dr., Leihgestern.
 Heylsche Lederwerke vormals Cornelius Heyl, Worms.
 Heyne, Gebrüder, GmbH., Firma, Offenbach.
 Hildebrandt, Fritz, Professor Dr., Bad Nauheim.
 Hildebrandt, Dr., Reg.-Vet.-Rat a. D., Wetzlar.
 Himmelsbach, I., Firma, Neustadt/Hölzlebruck.
 Hirschberg, Richard, Bankdirektor, Gießen.
 Hochstätter, Heinrich, Kaufmann, Gießen.
 Hock, Lothar, Professor Dr., Krofdorf.
 Hoffmann, Paul, Hofgüll.
 Holderer, Kurt, Buchhändler, Gießen.
 Hommel, H., GmbH., Mainz.
 Horn sen., Wilhelm, Kaufmann, Gießen.
 Huch, W., Dr., Buchhändler, Gießen.
 Ihring, Hans, Brauereibesitzer, Lich.
 Industrie- und Handelskammer, Darmstadt.
 Industrie- und Handelskammer, Gießen.
 Jacobs, Kurt, Dr., Bankdirektor, Gießen.
 Jaeger, Robert, Dr. phil., Oberreg.-Rat, Ockstadt.
 Janson, Alois, Gastwirt, Gießen.
 Jöckel, Wilhelm, Amtsgerichtsdirektor, Gießen.
 Jüngst, W. A., Dr. med., Arzt, Mücke (Oberhessen).
 Jürgens, R., Fabrikant, Wetzlar.
 Kaemmerer, Fr., Dr., Büdingen.
 Kärcher, Karl, Dr. med., Mannheim.
 Kahleis, Dr. med. vet., Tierarzt, Friedrichsdorf/Westf.
 Kahn, Hermann, Dekan, Lich.
 Kalbfleisch, G. W., Dr., Rechtsanwalt, Gießen.
 Kalbhenn, Adolf, Pfarrer i. R. Gießen,
 Keil, Albert, Dr., Gießen.
 Keller, Karl, Dr., Oberbürgermeister i. R., Groß-Umstadt.
 Kellner, Fritz, Dr. med., Arzt, Gießen.
 Kemkes, Berthold, Professor Dr., Gießen.

Keßler, Hans, Direktor, Gießen.
Kindhäuser, Jos., Dr. med., Gießen.
Klein, Albin, Druckereibesitzer, Gießen.
Klein, Wilhelm, Dr. med., Arzt, Gießen.
Klingspor, Gebrüder, Firma, Offenbach.
Klingspor, K., Dr. Ing., Offenbach.
Klüpfel, Walther, Professor Dr., Gießen.
Klute, Fritz, Professor Dr., Ingelheim.
Koch, Eberhard, Professor Dr., Bad Nauheim.
Königer, Rudolf, Dr. Ing., Hochschulprofessor, Gießen.
Koethe, Gottfried, Professor Dr., Gießen.
Köttgen, Paul, Professor Dr., Gießen.
Kraemer, Richard, Dr., Gießen.
Kratz, Ludwig, Heilgehilfe, Gießen.
Kraus, Emil, Schuhmachermeister, Gießen.
Krause, Willmar, Direktor, Gießen.
von Krauß, Wilhelm, Dr. med. vet., Gütersloh/Westf.
Kremp, Georg, Firma, Wetzlar.
Kreuter, Josef, Fabrikant, Gießen.
Krollpfeiffer, Friedrich, Professor Dr., Gießen.
Krüger, Herbert, Dr., Museumsdirektor, Gießen.
Krüger, Leopold, Professor Dr., Gießen.
Kübel, August, Kaufmann, Gießen.
Kuesmann, Walter, Tierarzt, Scharrel.
Küst, Diedrich, Professor Dr., Gießen.
Küster, Ernst, Prof. Dr. Dr. h. c., Gießen.
Kupferberg, Emil, Dr., Mainz.
Kurz, Adolf, Oberingenieur, Gießen.
Ländlicher Genossenschaftsverband Rhein-Main-Neckar, Frankfurt.
Lahn-Registriertkassen GmbH., Gießen.
Landkreis Alsfeld.
Landkreis Alzey.
Landkreis Friedberg.
Landkreis Gießen.
Landkreis Groß-Gerau.
Landkreis Heppenheim a. d. B.
Landkreis Lauterbach.
Landkreis Offenbach.
Landkreis Wetzlar.
Landkreis Worms.
Lang, Ernst, Dr. med., Lauterbach.
Lange, Anton, Dr. med., Groß-Karben.
Lassen, Harald, Dr., Gießen.

Laun, Studienrat, Alsfeld.
 Laun, Albrecht, Dr. med., Schotten.
 Leib, Carl Ludwig, Kunsthandlung, Gießen.
 Leiß, Dr. phil., Gießen.
 Leitz, Ernst, Dr. ing. e. h., Wetzlar.
 Leitz, Ernst, GmbH., Optische Werke, Wetzlar.
 Leitz, Ludwig, Fabrikant, Wetzlar.
 Lingnerwerke A. G., Dresden.
 Loh, Wilhelm, Dr., Patentingenieur, Wetzlar.
 Lohnes, Heinrich, Studienrat, Offenbach.
 Loos, Johannes, Pfarrer, Großen-Buseck.
 Malech, Walter, Dr. med., Gießen.
 Maennchen, Kurt, Dr., Wetzlar.
 Mann, Albin, Oberbürgermeister a. D., Gießen.
 Martin, Rudolf, Dr. med., Gießen.
 Marx, Frau Else, Dr. med., Gießen.
 Maternus, I., Firma, Gießen.
 Mehl, Dr. med., Gießen.
 Meiner, Arthur, Dr., Hofrat, Leipzig.
 Menz, Dr. med. Gießen.
 Merck, E., Chem. Fabrik, Darmstadt.
 Merck, Fritz, Dr., Darmstadt.
 Merck, Karl, Dr., Darmstadt.
 Meyer, Erwin, Dr., Gewerberat, Gießen.
 Meyer-Barkhausen, Werner, Professor Dr., Gießen.
 Mitteldeutsche Creditbank, Gießen.
 Mitsch, Alfred, Dr. jur., Gießen.
 Möbs, P. J., Seifenfabrik, Gießen.
 Moeser, Heinz, Kaufmann, Gießen.
 Moeser, Wilhelm, Firma, Gießen.
 Motorwagen-Verkaufsgesellschaft m. b. H., Gießen.
 Mülberger, Fräulein Elsa, Gießen.
 Mülberger, Fräulein Marian, Gießen.
 Müller, Carl, Fabrikant, Gießen.
 Müller, Imre, Dr., Studienrat, Gießen.
 Müller, Johann, Kaufmann, Gießen.
 Müller, K., Oberinspektor, Gießen.
 Müller, Oskar, prakt. Arzt, Leun.
 Nachtigall, Heinrich, Bankkaufmann, Lauterbach.
 Nehmeyer, Wilhelm, Ministerialrat, Speyer.
 Neumann, Kurt, Professor Dr., Lauterbach/OH.
 Neumann-Spengel, Dr. med., Gießen.
 Nickel, Johannes, Firma, Ober-Widdersheim.

Niederhausen, E. R., Kaufmann, Gießen.
 Nieporth, Fritz, Dr. jur. et rer. pol., Wirtschaftsprüfer, Gießen.
 Nierhaus, Gerhard, Dr. med., Dillenburg.
 Noll, Adolf, Dr., Fabrikant, Gießen.
 Noll, Hans, Drogerie und Photohaus, Gießen.
 Noll, Joh. Balth., Firma, Gießen.
 Noll, Karl, Malermeister, Gießen.
 Norddeutsche Hagel-Versicherungs-Ges. a. G. zu Berlin, Gießen.
 Oeser, Ernst, 1. Staatsanwalt, Stade.
 Gesterlein, Karl, Staatsanwalt, Gießen.
 Opper, Otto, Pfarrer Lic. Dr., Wenings.
 Papierfabrik Oberschmitt W. & J. Moufang A. G., Oberschmitt.
 Pauly, Erasmus, Dr. med., Gießen.
 Peter, Karl, Dr., Chemiker, Gießen.
 Pfaff, Wilhelm, Dr., Gießen.
 Pfeiffer, Erich, Dr., Fabrikant, Wetzlar.
 Rabenau, K., Dr., Tierarzt, Grünberg.
 Ranft, Erwin, Gerichtsreferendar, Allendorf/Lda.
 Rathcke, Ludwig, Dr. med. habil., Dozent, Gießen.
 Rauch, Christian, Professor Dr., Gießen.
 Rauh, Walter, Professor Dr. med., Gießen.
 Rehmann, Wilhelm, Dr., Oberbibliothekar, Gießen.
 Reinhold, Gerhard, Professor Dr., Gießen.
 Reiter, A., Dr. med. vet., Tierarzt, Wiesbaden.
 Rempel, Hans, Dr., Chefredakteur, Gießen.
 Remy Karlheinz, Dr. med., Großen-Buseck.
 Renk, Walter, Dr., Tierarzt, Holzheim ü. Gießen.
 Retter, Dr., Sanitätsrat, Dillenburg.
 Rhein-Main-Bank, Gießen.
 Rieder, Markus, Gießen.
 Riederer, Dr., Tierarzt, Rennertshofen Krs. Neuburg/Donau.
 Riekeberg, Dipl.-Ing., Oberbiel.
 Kietschel, H. G., Dr., Arzt, Gießen.
 Rinn, Ludwig, Fabrikant, Gießen.
 Rinn, Otto, Landwirt, Utphe (Krs. Gießen).
 Rinn & Closs A. G., Zigarrenfabrik, Heuchelheim.
 Röhr, Karl, Kaufmann, Gießen.
 Rolfes, Max, Professor Dr., Gießen.
 Roßbach, Fr., Dr., Friedberg.
 Roßbach, Rudolf, Dr., Friedberg.
 Rudolph, Wilhelm, Professor Dr., Gießen.
 Rühl, W., Dr. jur., Regierungsrat, Gießen-Kl.-Linden.

Rumpf & Sohn, Jacob, Schuhfabrik, Butzbach.
 Ruppert, Dr., Gießen.
 Samuelsen, Sigurd, Skien/Norwegen.
 Schaefer, Hans, Professor Dr., Bad Nauheim.
 Schaetz, Franz, Dr. med. vet. habil., Gießen.
 Scharrer, Karl, Professor Dr., Gießen.
 Schauder, Wilhelm, Professor Dr., Gießen.
 Schelm, Hermann, Baumeister, Lollar.
 Scheuermann, Dr., Tierarzt, Hofheim/Ts.
 Schirmer, Georg Heinrich, Zigarrenfabriken, Gießen.
 Schlarb, Professor, Marburg.
 Schliephake, Erwin, Professor Dr., Schweinfurt.
 Schlosser, Kurt, Dr., Tierarzt, Dannstadt/Pfalz.
 Schmall, Emil, Firma, Gießen.
 Schmall, Hermann, Kaufmann, Gießen.
 Schmidt, Ernst, Architekt, Gießen.
 Schmidt, Werner, Dr. med., Oberarzt, Gießen.
 Schmidt, W. J., Professor Dr., Gießen.
 Schmidt, Wilhelm, Oberregierungsrat, Gießen.
 Schmitz, Buchdruckereibesitzer, Gießen.
 Schneider, Hans, Dr., Landger.,Präs. a. D., Frankfurt a. Main.
 Schneider, Ludwig, Bauunternehmung, Heuchelheim.
 Schneider, Rudolf, Gärtnereibesitzer, Gießen.
 Schonebohm, Fritz Karl, Dr., Gerichtsassessor, Gießen.
 Schott, Dr., Zahnarzt, Gießen.
 Schreiber, R., Professor Dr., Gießen.
 Schröder, H. O., Dr. phil., Gießen.
 Schröder, Karl, Direktor, Gießen.
 Schuchard, W. & G., Firma, Gießen.
 Schuchardt, Eduard, Dr. med., wissenschaftl. Assistent, Gießen.
 Schütz, Hermann, Oberkleen.
 Schultze, Hugo, Dr., Sanitätsrat, Driedorf.
 Schulz & Jung, Zentralheizungen und sanitäre Anlagen, Gießen.
 Schunk & Ebe, Firma, Gießen.
 Schwan, Karl, Architekt, Gießen.
 v. Schwerin, Hans Bone, Landrat, Gießen.
 Scriba, Hans, Pfarrer, Gießen.
 Senn, Josef, Dr., Tierarzt, Münzenberg.
 Sessous, George, Professor Dr., Gießen.
 Silbereisen, Karl, Dr., Chemiker, Berlin-Frohnau.
 Simon, Erich, Dr., Prosektor, Gießen.
 Solms-Braunfels, Georg Friedrich Fürst zu, Schloß Braunfels.
 Solms-Hohensolms-Lich, Erbprinzessin Gertrud zu, Lich.

Solms-Laubachsche Rentkammer, Graf zu, Laubach.
 Solms-Rödelheim, Graf Max zu, Professor, Marburg.
 Spatz, Hugo, Professor Dr., Gießen.
 Spatz, Karl Emil, Bergingenieur, Wiesbaden.
 Speck, Dr. med., Großen-Linden.
 Spohr, Joachim, Dr., Rechtsanwalt und Notar, Gießen.
 Spruck, Erwin H., Landwirt, Hof Leustadt b. Stockheim.
 Spruck, Wilhelm, Dr. phil., Hof Leustadt.
 Stadt Alsfeld.
 Stadt Bad Nauheim.
 Stadt Butzbach.
 Stadt Darmstadt.
 Stadt Friedberg.
 Stadt Gießen.
 Stadt Grünberg.
 Stadt Laubach.
 Stadt Offenbach.
 Stadt Wetzlar.
 Stahlwerke Röchling-Buderus A. G., Wetzlar.
 Standfuß, Richard, Professor Dr., Gießen.
 Stepp, Professor Dr., München.
 Riedesel, Freiherren zu Eisenbach, Stiftung der, Lauterbach.
 Stoltenberg, Hans Lorenz, Professor Dr., Gießen.
 Storck, Hans, Professor Dr., Gießen.
 Storck, Karl, Schulrat a. D., Gießen.
 Strecker, Reinhard, Professor, Dr. Gießen.
 Ströbele, F., Dr. phil., Direktor, Gut Daumühle.
 Stuhl, Carl, Dr. med., Gießen.
 Sundheim, Arwed, Kaufmann, Gießen.
 Sympher, Arthur, Oberst a. D., Gießen.
 Temesváry, Stefan, Professor Dr., Gießen.
 Teubner, B. G., Verlag, Leipzig.
 Tilk, Dr., Gießen.
 Töpelmann, Alfred, Dr. h. c., Gießen.
 Ullrich, Egon, Professor Dr., Gießen.
 Unverzagt, Josef, Kaufmann, Gießen.
 Unverzagt, Karl, Studienrat, Ruppertsburg.
 Verein Chattenhaus e. V., Gießen.
 Vereinigte Westdeutsche Waggonfabriken A. G., Werk Gastell, Mainz.
 Völzing, Firma, Gießen.
 Vogel, Heinrich, Firma, Laborbedarf, Gießen.
 Vogel, Otto, Pfarrer, Friedberg.

Vogt, Franz, i. Fa. Franz Vogt & Co., Gießen.
Vollmüller, Wilhelm, Firma, Likörfabrik, Lauterbach/OH.
Wachtel, Viktor, Rechtsanwalt und Notar, Alsfeld.
Wagenseil, Ferdinand, Professor Dr. med., Gießen.
Wagner, Oskar, Dr. med. vet., Frankfurt a. Main.
Wagner, Karl, Dr. med., Krofdorf.
Walter, Georg, Dr. phil., Studiendirektor i. R., Gießen.
Walther, Heinrich, Professor Dr., Med.-Rat, Gießen.
Weber, A. E., Professor Dr., Bad Nauheim.
Weber, Hans Joachim, cand. med. vet., Greifswald.
Weckerling, Dr., Darmstadt.
Wegener, Kurt, Fabrikant, Blitzenrod.
Weidenbach, Oswald, Professor Dr., Gießen.
Weißer, Reinhold, Dr., Volkswirt, Hannover.
Weitz, Ernst, Professor Dr., Gießen.
von Werner, Kreisdirektor i. R., Darmstadt.
Werner, Dr. med., Arzt, Butzbach.
Weyl, Ferdinand, Dr., Bankdirektor, Hannover.
Wilbrand, A. W. J., Dr. jur., Darmstadt.
Wimmer, Emil, Professor Dr., Heidelberg.
Winterhoff, Otto, Drogerie, Gießen.
Wirtz, Wilhelm, Dr., Syndikus, Gießen.
Witte, Wilhelm, Dr. ing., Bergwerksdirektor, Wetzlar.
Wolf, Otto, Dr. med., Gießen.
Zang, Karl, Dr. med., Friedberg.
Zieglmayer, Wilhelm, Dr. med., Gießen.
Zimmer, Christian, Photograph, Gießen.
Zimmer, Gottfried, Dr., Rechtsanwalt u. Notar, Gießen.
Zimmer, J. Fr., Rechtsanwalt und Notar, Gießen.
Zoeppritz, Heinrich, Professor Dr., Arzt, Itzehoe.
Zweckverband Oberhess. Versorgungsbetriebe, Friedberg.

Biographische Mitteilungen über die Autoren des vorliegenden Bandes.

Heinz Böning, Dr. med. (geb. 17. IV. 1895 in Hagen i. W.). Besuch der Rektoratsschule in Hagen und des Gymnasiums in Appendorn. Studium der Philosophie auf den Universitäten Innsbruck und Münster, hiernach Studium der Medizin in Jena. Promotion und Habilitation (1927) in Jena. 1935 a. o. Prof. in Jena; 1936 Berufung nach Gießen als o. Prof. für Psychiatrie und Neurologie.

Hermann Buddensieg, Dr. phil. (geb. 3. Juni 1893 in Eisenach). Humanistisches Gymnasium seiner Vaterstadt. Wanderungen mit der frühen Jugendbewegung. Studium der Staatswissenschaften, Philosophie und Geschichte in München, Jena und Heidelberg. Gegen Ende des ersten Weltkriegs schwer kriegsbeschädigt. Promotion in Heidelberg. Jahrzehntelange Bemühungen um Goethe. Niederschrift eines Werkes: Goethe und das Weltgeheimnis. Studium der Religionen und der östlichen Mystik. Vertiefung in die Welt der Griechen und des Mythos. Seit 1914 die Heimat der Neckar. Tätigkeit in Hamburg. In Heidelberg-Ziegelhausen ansässig. Arbeiten: Neckar. Hymnen an die Götter Griechenlands. Die Götter und der Dichter. Morbus sacer. Verwandelte Welt. (Alles bei Lambert Schneider in Heidelberg).

Paul Cermak, Dr. phil. (geb. 17. VIII. 1883 in Neu-Ehrenberg). Studium in Prag und Berlin; Promotion in Berlin bei Drude und Planck; seit 1910 in Gießen; 1924 Ernennung zum o. Prof. am Physikalischen Institut Gießen.

Karl Frölich, Dr. jur. (geb. 14. IV. 1879 in Oker a. H.). 1904 Gerichtsassessor, 1910 Landrichter, 1914 Landgerichtsrat, 1920 Privatdozent in Leipzig, 1921 a. o. Professor an der Technischen Hochschule Braunschweig, 1923 ord. Prof. der Rechte in Gießen; 1949 in den Ruhestand versetzt. Seit 1946 Lehrbeauftragter in Marburg und Frankfurt a. M.

Wilhelm Hanle, Dr. phil. (geb. 13. I. 1901 in Mannheim). Studium der Physik, Mathematik und Chemie in Heidelberg und Göttingen. 1924 Promotion in Göttingen. Ab 1924 Assistent an den Physikalischen Instituten der Universitäten Göttingen, Tübingen und Halle. 1927 Habilitation in Halle. 1929 Abt.-Vorsteher und a. o. Prof. in Jena, 1935 in Leipzig, 1937 in Göttingen. Seit 1941 o. Prof. und Direktor des Physikal. Instituts der Univ. bzw. Justus Liebig-Hochschule in Gießen.

Hugo Hepding, Dr. phil., Bibliotheksdirektor i. R. (geb. 7. I. 1878 in Ulrichstein). 1896—1902 Studium der Germanistik und klassischen Philo-

logie in Gießen und Bonn, 1902 Prüfung für das höhere Lehramt, 1903 Promotion in Gießen. Seit 1902 im Bibliotheksdienst. 1910 Privatdozent f. klass. Philologie in Gießen, 1915 a. o. Professor. 1904—13 Teilnahme an 6 Ausgrabungs-Campagnen in Pergamon. Herausgeber d. „Hessischen Blätter f. Volkskunde“. Seit 1. I. 1949 im Ruhestand.

Ernst Küster, Dr. phil., Dr. h. c. (geb. 28. VI. 1874 in Breslau). Studierte in München, Leipzig, Breslau und Berlin. Promotion in München 1896; Habilitation in Halle 1900. Berufung nach Kiel, Bonn und 1920 nach Gießen (ord. Prof. u. Direktor des Botan. Instituts und Gartens).

Ludwig Rathcke, Dr. med. (geb. 15. IX. 1906 in Berlin). Studium der Medizin in Berlin, Heidelberg und Jena. Promotion 1931 in Leipzig; seit 1934 in Gießen. Dozentur 1940. Zur Zeit Oberarzt und stellvertretender Leiter der Chirurgischen Klinik Gießen.

Wilh. J. Schmidt, Dr. phil. (geb. 21. II. 1884 in Bonn). Habilitiert für Zoologie und vergleichende Anatomie 1910 an der Universität Bonn; seit 1926 Inhaber des Lehrstuhles für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Universität bzw. der Justus Liebig-Hochschule Gießen. Hauptarbeitsgebiet: Polarisationsoptische Analyse des submikroskopischen Baues von Zellen und Geweben.

Hans L. Stoltenberg, Dr. phil. (geb. 20. V. 1888 in Hamburg). Studierte in Marburg, Berlin und Kiel Theologie, Philosophie, Mathematik und Wirtschaftslehre, erwarb 1914 den Dr. phil. in Marburg, wurde 1925 Privatdozent für Sozialpsychologie und allgemeine Soziologie, 1931 a. o. Professor an der Univ. Gießen. Seine Hauptarbeitsgebiete sind die Leballwissenschaft, Gruppseel-, Seelgrupp- und Gruppwissenschaft u. a. m.

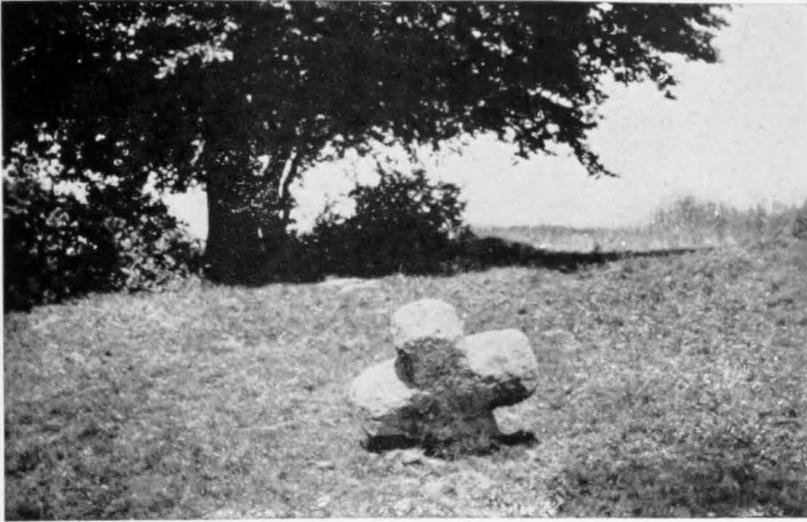


Abb. 1. Stockhausen,
Steinkreuz



Abb. 2. Schlitz, Steinkreuz



Abb. 3. Kempten, Steinkreuz



Abb. 4. Treffurt, Radkreuz

Tafel II



Abb. 5. Niedermörlen, Steinkreuz mit Inschrift



Abb. 6. Hemmendorf, Scheibenkreuz



Abb. 7. Hermannrode, Kreuzstein



Abb. 8. Unterbimbach,
Steinkreuz mit Figuren



Abb. 9. Reinhausen, Bilstein

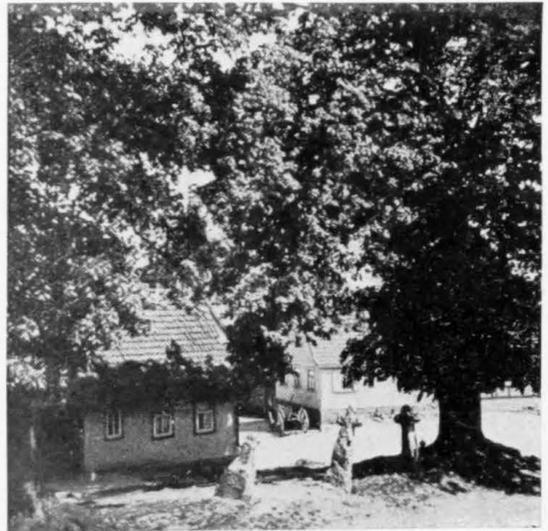


Abb. 10. Küllstedt, Steinkreuznest

Tafel IV

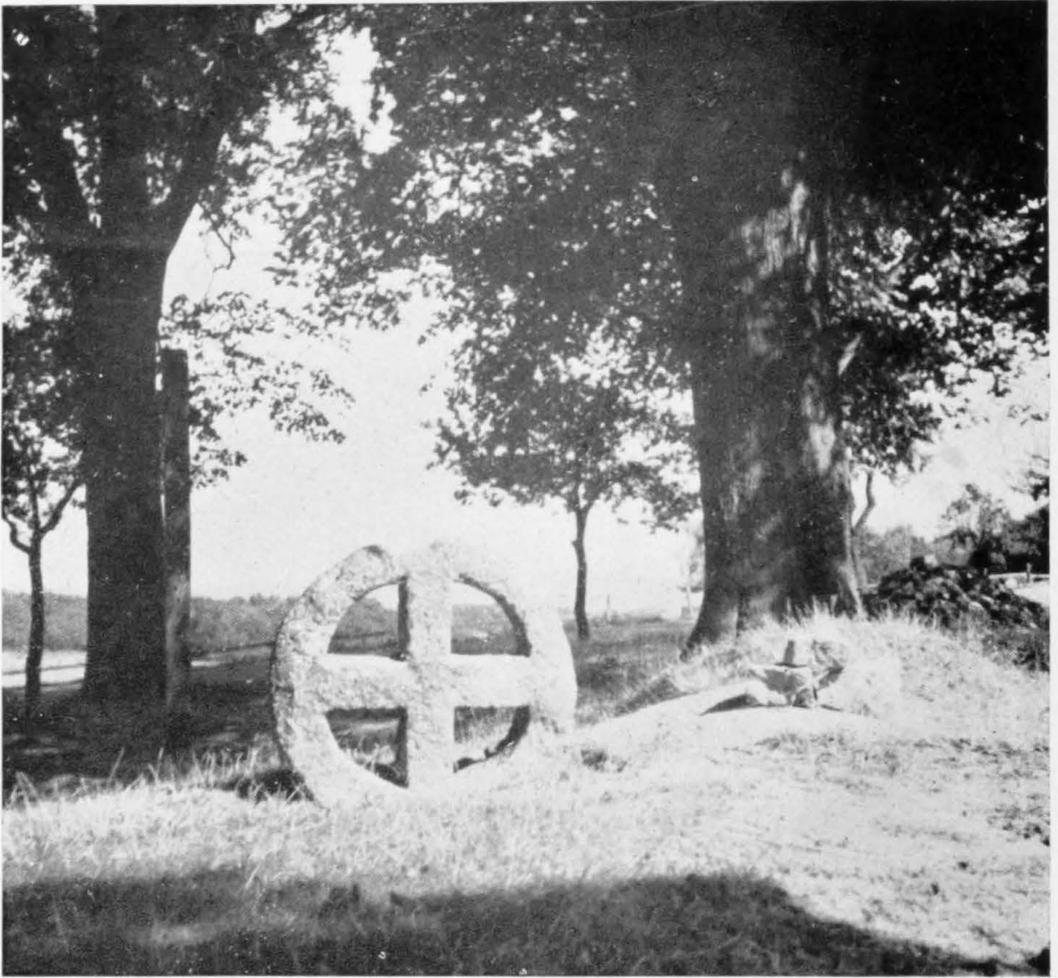


Abb. 11. Varmissen,
Radkreuz und
kleines Kreuz

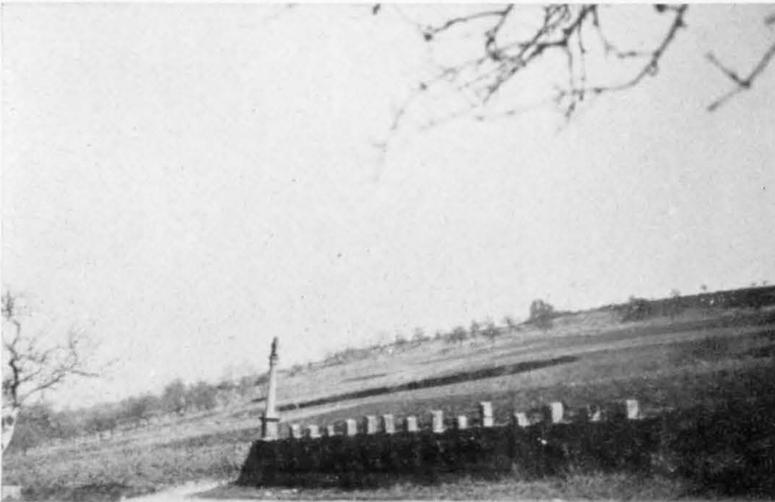


Abb. 12. Reichholzheim,
Steinkreuznest

